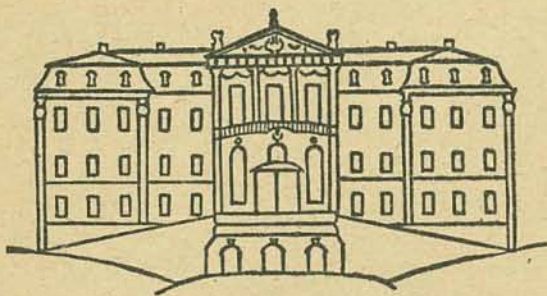


Hefte aus Burgscheidungen

---

Dr. Gerhard Desczyk

Vermächtnis und Ansporn  
Fortschrittliche christliche Traditionen



75/76

---

Herausgegeben von der Zentralen Schulungsstätte „Otto Nuschke“  
in Verbindung mit der Parteileitung der Christlich-Demokratischen Union

In der Reihe der „Hefte aus Burgscheidungen“ sind bisher erschienen:

- \*1 Günter Naundorf: Die Verwirklichung christlicher Anliegen im Sozialismus
- 2 Prof. Dr. Kurt Wiesner: Ökumene und Weltfriedensbewegung
- \*3 Wolfgang Fischer: Christliche und marxistische Ethik
- \*4 Dr. Hanfried Müller: Der Christ in Kirche und Staat
- \*5 Prof. Dr. Gerhard Kehnscherper: Die Botschaft Jesu Christi in der Begegnung mit dem religionslosen Menschen
- 6 Prof. Dr. Gerhard Reintanz: Auf dem Wege zur Wiedervereinigung Deutschlands
- \*7 Der Mißbrauch der Religion durch den Imperialismus
- 8 Günter Wirth: „Europäische Einigung“ oder Europa des Friedens?
- \*9 Der Primas der Russischen Kirche — Zum 80. Geburtstag des Patriarchen Alexius
- 10 Dr. Hanfried Müller: Die Frankfurter Theologische Erklärung der Kirchlichen Bruderschaften vom 4. Oktober 1958
- 11/12 Prof. Dr. Gerhard Reintanz: Berlin — nicht Frontstadt, sondern Friedensstadt
- \*13 Dr. Harald-Dietrich Kühne: Die halbstaatlichen Betriebe in der Deutschen Demokratischen Republik
- \*14 Günter Wirth/Christa Johannsen: Die literarische Gestaltung der christlichen Existenz im Sozialismus
- 15 Edmond Meclewski: Die polnischen Westgebiete — Eine demographische Untersuchung —
- 16 Prof. D. Dr. Johannes Leipoldt: Ewiger Friede ist keine Utopie
- 17 Prof. Dr. Gerhard Reintanz: NATO — die Heilige Allianz des 20. Jahrhunderts
- 18 Hubert Faensen: Die künstlerische Gestaltung der christlichen Existenz im Sozialismus
- 19 Gertrud Illing: Der 20. Juli 1944
- 20 Gerald Götting: Die Bewährung christlicher Existenz im Aufbau des Sozialismus
- \*21 Zehn Jahre Deutsche Demokratische Republik — Von der antifaschistisch-demokratischen Ordnung zum Kampf um den Sieg des Sozialismus
- 22 Zehn Jahre DDR — zehn Jahre steten wirtschaftlichen Aufstiegs
- 23 Herbert Trebs: Sozialistische Kulturrevolution und christlicher Glaube
- 24 Günter Wirth: Zur Politik der Christlich-Demokratischen Union 1945 bis 1950

## Hefte aus Burgscheidungen

---

Dr. Gerhard Desczyk

## Vermächtnis und Ansporn Fortschrittliche christliche Traditionen

1962

---

Herausgegeben von der Zentralen Schulungsstätte „Otto Nuschke“  
in Verbindung mit der Parteileitung der Christlich-Demokratischen Union

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Lehren der Geschichte .....	5
Die altchristliche Kirche .....	6
I. Kirche der Märtyrer .....	6
1. Frohe Botschaft für die Armen .....	7
2. Liebe deinen Nächsten! .....	8
3. Friede auf Erden! .....	13
II. Kirche des Imperiums .....	16
1. Umgestaltung .....	16
2. Erneuerung .....	19
3. Spannung .....	23
Kirche und Ketzer des Mittelalters .....	24
I. Aufstieg des Abendlandes .....	24
1. In den Stürmen der Völkerwanderung .....	25
2. Beim Wiederaufbau Europas .....	27
3. Gründung des Deutschen Reiches .....	30
4. Die Frau im Mittelalter .....	32
II. Krise des Abendlandes .....	33
1. Unlösbare Widersprüche .....	34
2. Der Weg der Askese .....	37
3. Der Weg der Ketzer .....	40
4. Das Ringen um die Reform .....	45
Das Zeitalter des Bürgertums .....	49
I. Der Aufstieg des Bürgertums .....	49
1. Der Weg zur Macht .....	49
2. Die neue Wissenschaft .....	52
3. Die Folgen der Reformation .....	53
4. Rationalismus, Aufklärung, Pietismus .....	58

	Seite
II. Herrschaft und Krise des Kapitalismus .....	61
1. Die bürgerliche Demokratie .....	62
2. Hochblüte des Kapitalismus .....	65
3. Die große Krise .....	69
Der Weg zum Sozialismus .....	74
I. Von der Utopie zur Wissenschaft .....	74
1. Chiliasten und Utopisten .....	75
2. Der utopische Sozialismus .....	78
3. Das Entscheidungsjahr 1848 .....	88
4. Vom Sozialistengesetz zur faschistischen Diktatur ..	92
II. Vom ersten zum zweiten Manifest .....	93
1. Das große Vorbild .....	94
2. Verwirklichung christlicher Grundforderungen ....	97
3. Der Ruf an die Christen .....	101
Literatur .....	106

## Lehren der Geschichte

Von den führenden Männern der Christlich-Demokratischen Union ist immer wieder darauf hingewiesen worden, daß uns die gesamten bisherigen Erfahrungen der Christenheit, daß uns die in fast zwei Jahrtausenden gewonnenen Lehren der Geschichte dazu drängen, Ja zum Sozialismus zu sagen, aus christlicher Verantwortung mit freudiger Entschlossenheit auf diesem Wege in die Zukunft voranzuschreiten. N. S. Chruschtschow hat in seiner Begründung des neuen Programms vor dem XXII. Parteitag der KPdSU ausdrücklich die christlichen Utopisten Thomas More und Campanella als Vorläufer des Sozialismus erwähnt und dadurch die Bedeutung dieser fortschrittlichen Tradition unterstrichen. Diese Anregungen nimmt die vorliegende Studie auf.

Welche Haltung haben die Christen der vergangenen Generationen zu den gesellschaftlichen Verhältnissen ihrer Zeit eingenommen? Wie haben diese Verhältnisse auf das Christentum eingewirkt? Welche Folgerungen soll die lebende Generation aus diesen geschichtlichen Erfahrungen ziehen? — Der Problemkreis, den wir mit diesen Fragen zu umschreiben versuchen, kann in dem schmalen Rahmen einer Studie nicht erschöpfend dargestellt werden. Wohl aber ist es möglich, seinen Umfang und eine Reihe von Schwerpunkten zu umreißen.

Dadurch, so meinen wir, kann auch ein guter Beitrag geleistet werden zu der großen Aussprache über das Nationale Dokument „Der geschichtliche Auftrag der DDR und die Zukunft Deutschlands“, das der Nationalrat am 25. März im Entwurf verabschiedet hat. Die Entscheidung für den Weg des Friedens und der Zukunft wird vielen Christen leichter werden, wenn sie erkennen, daß sie sich damit im Sinne der großen Traditionen fortschrittlicher christlicher Kräfte entscheiden, die innerhalb wie außerhalb unseres Volkes immer wieder sich kämpferisch mit den Mächten des Rückschritts auseinandersetzen mußten.

Zugleich gewinnt der Leser einen Überblick über die Fülle von Publikationen, die zu Fragen dieses Problemkreises während der letzten Jahre im Gebiet unserer Republik erschienen ist. Auch von den Freunden, die sich schon aus eigener Initiative mit diesem großen Thema befaßt haben, dürfte diese Handreichung zur Ergänzung und Abrundung ihrer Kenntnisse mit Dank aufgenommen werden.

## Die altchristliche Kirche

Das Christentum entwickelte sich während des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung im Römischen Reich, das damals alle Länder um das Mittelalter zusammenschloß. Dieses Reich hatte, politisch gesehen, den Charakter einer Militärdiktatur, an deren Spitze der höchste Befehlshaber (Imperator, im Deutschen: Kaiser, abgeleitet von dem Namen des Begründers dieser Ordnung, Caesar) stand. Wirtschaftlich betrachtet war es ein Sklavenhalterstaat, in dem die Masse der Arbeiter, die Sklaven, als unfrei galten und schrankenlos ausgebeutet wurden.

Welche Rolle spielten die Christen in diesen gesellschaftlichen Verhältnissen? Welche Stellung nahmen sie dazu ein? — Wir beschäftigen uns zunächst mit der altchristlichen Kirche der Verfolgungszeit, dann mit der Entwicklung nach dem Mailänder Edikt vom Jahre 313.

### I. Kirche der Märtyrer

Während der ersten drei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung bildet die christliche Religion eine Bewegung, die aus unscheinbaren Anfängen erwächst, aber binnen weniger Jahrzehnte ganze Landschaften erfaßt. Die herrschende Schicht des Römischen Reiches erkennt und versteht diese Bewegung zunächst überhaupt nicht; dann sucht sie ihr mit Gewalt zu begegnen, beschleunigt aber damit nur den historischen Vorgang: Das Blut der Märtyrer besiegelt den endlichen Sieg des Christentums. — „Diese Periode nimmt in der Geschichte des Christentums eine unvergleichliche Stellung ein. In bezug auf die Schwierigkeit ihrer Aufgaben wie die Wichtigkeit ihrer Leistungen kann kein anderer Zeitraum der christlichen Geschichte der Vergangenheit sich mit ihr messen“ (Albert Erhard, Die Kirche der Märtyrer, 1932, S. 3).

Die Entwicklung der christlichen Gemeinden bei den Juden und Griechen, die Lehren der Apostel und Apostelschüler, die frühe katholische Kirche in der ersten Verfolgungszeit und die zur Massenbewegung gewordene Kirche des dritten Jahrhunderts zeigen im einzelnen eine Fülle von Veränderungen. Selbstverständlich sind die Festigkeit des Glaubens und der Bekennermut nicht bei allen Christen gleich stark gewesen; in den Verfolgungszeiten sind selbst Bischöfe abgefallen. Es könnte auch eine Reihe von Tatsachen dafür angeführt werden, daß in breiten Kreisen der christlichen Gemeinden, insbesondere im dritten Jahrhundert, das Bestreben vorhanden war, sich den gesellschaftlichen Zuständen des Römerreiches anzupassen. Auf der anderen Seite scheinen insbesondere in Kleinasien nicht wenige Christen den Wunsch gehabt zu haben, gegen die Gewalt der bewaffneten Verfolger die Gewalt der Massen zu setzen.

In dieser durch Zeit und Landschaft bedingten Fülle von Verschiedenheiten treten um so klarer gewisse gemeinsame Züge hervor, die auf allen Stufen der Entwicklung der „Kirche der Märtyrer“ festzustellen sind. Sie sind bedingt durch den gemeinsamen Willen, ein Leben in der Nachfolge Christi zu führen. Aus dem gemeinsamen Bekenntnis zu Jesus Christus ergeben sich gleichartige Zielsetzungen, die bestimmt sind durch das Gebot der Nächstenliebe: An die Stelle der unvollkommenen heidnischen Gesellschaft soll unter den Christen eine vollkommenere Gemeinschaft treten, die „Gemeinschaft der Heiligen“.

### 1. Frohe Botschaft für die Armen

Es lassen sich zahlreiche Stellen aus der Schrift anführen, die bezeugen, daß die „kleinen Leute“ unter den Christen durchaus in der Mehrzahl waren. Schon Jesus selbst charakterisiert sein Werk mit den Worten: „Den Armen wird die Frohe Botschaft gepredigt“ (Mt. 11, 45). Paulus schreibt an die Korinther: „Es sind nicht viele Gebildete im Sinne der Welt, nicht viele Einflußreiche, nicht viele aus vornehmen Familien (unter uns), sondern was die Welt töricht nennt, das hat Gott auserwählt, um die Gebildeten zu beschämen“ (1. Kor. 1, 26–27).

Die Zusammensetzung der christlichen Gemeinden ändert sich, als das Christentum im zweiten Jahrhundert eine Massenbewegung wird. Plinius der Jüngere, der im Jahre 111 Statthalter der Provinz Bithynien (im Nordwesten von Kleinasien) ist, berichtet an den Kaiser Trajan über die Ausbreitung der Christenbewegung in dieser Provinz: „Die Sache scheint mir deiner Überlegung wert zu sein, besonders wegen der Anzahl der Gefährdeten. Denn viele Leute aus allen Altersklassen, aus jedem Stande, Männer, Weiber und Kinder, sind und werden der Gefahr ausgesetzt sein. Die Seuche dieses Aberglaubens hat nämlich nicht nur die Städte, sondern auch Dörfer und das platte Land erfaßt.“ Plinius erwähnt, daß auch römische Bürger unter den Christen sind, also Angehörige der herrschenden Klasse: „Andere, die derselben wahnsinnigen Konfession angehören, habe ich, weil sie römische Bürger waren, notieren lassen, um sie nach Rom zu schicken“ (Plinius Ep. lib. X, 96).

Die Märtyrer-Akten berichten uns, daß die einfachen Leute, die Sklaven und Kolonen, die Landarbeiter und Handwerker unter den auf die Probe gestellten Christen die freudigsten Bekenner waren. So wird aus der Verfolgung des Decius (i. J. 250) berichtet, daß ein Wanderarbeiter namens Konon vor Gericht gestellt wird. Konon fragt bei Beginn des Verhörs: „Was fragt der Statthalter nach mir, der ich Landfremder bin und dazu noch ein Christ? Mag er seine Gesinnungsgenossen rufen und nicht einen Landarbeiter.“ — In der Christenverfolgung unter Diokletian (i. J. 303) wird der Veteran Julius in seinem Siedlungshause verhaftet. Der Statthalter will den

alten Soldaten retten: „Was ist viel dabei: du streust Weihrauch und gehst nach Hause.“ Julius antwortet: „Ich bin ein alter Soldat und in siebenundzwanzig Dienstjahren nie wegen einer Verfehlung oder auch nur wegen einer Streitsache vor Gericht gekommen. Sieben Feldzüge habe ich mitgemacht und hinter keinem Kameraden zurückgestanden. Der Kaiser hat mich ehrenvoll entlassen. Und nun willst du, daß ich, einst im Kleinen getreu, jetzt im Großen untreu erfunden werde? Ich habe immer Gott gefürchtet und stehe jetzt zum letzten Dienst bereit... Ich beschwöre dich, frommer Statthalter, bei dem Heile deines Kaisers, daß du das Urteil fällst, das du fällen mußt, damit meine Gelübde sich erfüllen“ (zitiert nach E. Stauffer, Christus und die Caesaren, Hamburg 1948, S. 245/46).

„Die geringe Anzahl der echten Märtyrer-Akten erklärt sich... aus dem Umstand, daß die meisten Märtyrer untergeschichtliche Persönlichkeiten waren, deren Schicksale man nicht gewohnt war, der Nachwelt zu überliefern“ (Erhard, a. a. O., S. 119).

## 2. Liebe deinen Nächsten!

Daß die Christen in den gesellschaftlichen Beziehungen eine Haltung einnehmen, die sich von der Haltung der Juden und Heiden grundsätzlich unterscheidet, ist begründet in den religiösen Anschauungen, durch die sie von jenen getrennt sind.

Die Christen haben eine andere Gottesvorstellung als Juden und Heiden. Gemeinsam mit den Juden lehnen sie die bunte Vielfalt der heidnischen Götter ab. Während aber für die Juden Gott der strenge Herr ist, der die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied rächt (2. Mos. 20, 5), verehren die Christen ihn als den liebenden Vater (Mt. 7, 11 u. ö.), ja reden ihn im Gebet an: „Unser Vater!“ (Mt. 6, 9; Lk. 11, 2). Die Menschen haben sich nach christlicher Anschauung zwar durch die Sünde von Gott entfernt, aber durch den Glauben gewinnen sie die Kraft, Kinder Gottes zu werden (Jo. 1, 12). Die obersten Gebote, nach denen sich alles Handeln der Menschen ausrichten muß, sind also Gottesliebe und Nächstenliebe (Mt. 22, 37–39).

### a) Der Sklave ist ein Mensch

Dementsprechend gelten auch die Sklaven bei den Christen als Menschen. Die Heiden betrachten die Sklaven als „beseelte Werkzeuge“ (Aristoteles, Pol. I, 4). Juvenal läßt eine Dame der römischen Gesellschaft erstaunt und ungläubig die Frage stellen: „Ist denn der Sklave ein Mensch?“ (Sat. VI). Christus aber hat den Sklaven des Hauptmanns von Kapernaum geheilt (Mt. 8, 6), ebenso den Sklaven Malchus des Hohenpriesters (Lk. 22, 50). In den Gleichnissen Jesu werden Sklaven häufig erwähnt, so im Gleichnis von den anvertrauten Talenten (Mt. 25, 40) und im Gleichnis vom treuen und wachsamem Sklaven (Mt. 24, 45). Alle diese Gleichnisse lassen erkennen:

Auch der Sklave ist für Jesus Christus ein Mensch, auch der Sklave kann Treue und Klugheit, Wachsamkeit und Verantwortung beweisen.

Für die Art, wie die altchristliche Kirche die Sklavenfrage behandelt, ist charakteristisch der Brief des Paulus an Philemon, dem er seinen entlaufenen und inzwischen durch Paulus getauften Sklaven Onesimus sendet: „Ich, Paulus, ein alter Mann und jetzt obendrein ein Gefangener um Christi willen, ich bitte dich für meinen Sohn, dem ich das Leben gab in meinen Banden... Vielleicht ist er deshalb auf kurze Zeit von dir genommen worden, damit du ihn für immer wiederbekommst, und zwar nicht mehr als Sklaven, sondern als lieben Bruder...“ (Philemon 10 f.).

Die apostolischen Konstitutionen rechnen die Befreiung von Sklaven ausdrücklich zu den Werken der christlichen Liebe. Sklaven dürfen sich auch im Gottesdienst hören lassen, was in der jüdischen Synagoge unmöglich gewesen wäre. Ehemalige Sklaven können sogar Bischöfe werden, wie es bei den Päpsten Pius I. um 150 und Kallistus um 220 der Fall ist (J. Leipoldt, Der soziale Gedanke in der altchristlichen Kirche, Leipzig 1952, S. 167).

### b) Die Frau ist gleichberechtigt

Ähnlich wie die Sklaven galten bei Juden und Griechen Frauen und Kinder als minderen Rechts (Leipoldt, a. a. O., S. 72 ff.). Jesus bricht radikal mit diesen Anschauungen, er behandelt die Frauen als Gleichberechtigte. Das zeigt sein Gespräch mit der Samariterin in Sychar (Jo. 4, 21), das zeigt seine Stellung zu den Schwestern des Lazarus, Martha und Maria (Lk. 10, 38). Frauen sind unter den von Jesus Geheilten, so die Tochter des Jairus, die blutflüssige Frau und die vom Siechtum gekrümmte Frau. Die letztere nennt Jesus ausdrücklich „Tochter Abrahams“ (Lk. 13, 16). „Deutlicher kann einem Juden nicht gesagt werden, daß Männer und Frauen vor Gott gleich sind“ (Leipoldt, a. a. O., S. 155).

Dementsprechend werden in den Christengemeinden der Verfolgungszeit die Frauen als Gleichberechtigte behandelt, ja man vertraut ihnen besonders gern das Amt des Diakons an. Paulus schreibt: „So wenig als die Frau ohne den Mann, so wenig ist der Mann ohne die Frau; denn wie die Frau aus dem Manne, so ist der Mann durch die Frau; alles aber ist aus Gott“ (1. Kor. 11, 11) und bei anderer Gelegenheit: „Ich empfehle euch Phoebe, unsere Schwester, die im Dienste der Gemeinde zu Kenchreä (Bei Korinth) steht“ (Röm. 16, 1). – „Bei den Montanisten können Frauen sogar Bischöfe und Älteste werden, sie predigen also und taufen“ (Leipoldt, a. a. O., S. 127). Diese Übung wird zwar von der Gesamtkirche nicht übernommen, aber die Hochachtung vor der Frau wird durch die Erfahrungen der Verfolgungszeit nur gesteigert. „In den Christenverfolgungen beweisen auch die Frauen Heldenmut: ihre Ehre und

ihr Leben setzen sie aufs Spiel um Jesu willen. So gedenkt die Kirche dankbar der vielen weiblichen Märtyrer und hält in den Gemeinden die Erinnerung an sie wach“ (Leipoldt, a. a. O., S. 164).

Durch die Anerkennung der Gleichberechtigung der Frau erhalten Ehe und Familie einen neuen Charakter. Die Ehescheidung lehnt Jesus, entgegen dem jüdischen Herkommen, ab (Mt. 5, 32; 19, 4). Die Kinder sind Gegenstand seiner liebevollen Sorge (Mt. 18, 6; 19, 14). — Dementsprechend lehnen auch die christlichen Gemeinden die Ehescheidung ab und legen Wert auf vorbildliche Ehen (1. Thess. 4, 3; Eph. 5, 28; 1. Petr. 3, 7). Der englische Historiker George H. Joyce schreibt in seinem Buche über „Die christliche Ehe“ (1932): „Dadurch, daß die Kirche der Welt die christliche Familie gab, schuf sie die Grundlage einer neuen und besseren sozialen Ordnung. Sie baute die Gesellschaft von Grund wieder auf. Eigentlich tat sie noch mehr: sie erneuerte geradezu die Bestandteile des Neubaus (a. a. O., S. 10).

### c) Arbeit ist Gottesdienst

Jesus war bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr als Zimmermann (griech. tekton) tätig. Seine ersten Jünger sind Fischer, der Apostel Paulus von Beruf Zeltmacher, also Handwerker. Fischer, Bauern und Handwerker bilden die ersten christlichen Gemeinden. Es ist selbstverständlich, daß man in diesen Kreisen die Arbeit anders beurteilt als in der herrschenden Schicht des Römerreiches, die Arbeit, insbesondere Handarbeit, als Sache der Sklaven ansieht.

Charakteristisch für die in der herrschenden Schicht geltende Anschauung sind die Urteile des Griechen Aristoteles und des Römers Cicero. Aristoteles (Pol. XII 9) fordert: „Die Bürger müssen wohlhabend sein... Die gewöhnlichen Handwerker zählen nicht zur Bürgerschaft, so wenig wie sonst eine Klasse, die nicht den Werken der Tugend (griech. arete) obliegt... Daß die Bürger im Besitze der liegenden Gründe sein müssen, erhellt daraus, daß die Ackerleute Sklaven, Barbaren oder Fronbauern sein müssen.“ — Cicero (De officiis I 42) schreibt: „Alle Handwerker haben einen verächtlichen Beruf, denn eine Werkstatt kann nichts Ehrenwertes haben.“

Leipoldt (a. a. O., S. 99) weist auf einen Ausspruch Jesu hin, der auf einem Papyrus des dritten Jahrhunderts überliefert ist. Diese Worte lauten: „Wo zwei sind, sind sie nicht ohne Gott; und wo einer allein ist, sage ich: ich bin mit ihm. Wecke den Stein, und du wirst mich dort finden. Spalte Holz, und ich bin dort.“ Dazu bemerkt Leipoldt: „In einem schreitet Jesus über die Zeit hinaus: er wertet die Arbeit als Gottesdienst... Er steht hinter den Seinen, auch wenn sie nicht mit der Gemeinde beten, sondern harte körperliche Arbeit leisten.“

Dementsprechend ist die Einschätzung der Arbeit in den christlichen Gemeinden. Charakteristisch ist eine oft zitierte Stellungnahme des Apostels Paulus: „Wir gebieten euch, Brüder, daß ihr euch zurückziehet von jedem Bruder, der einen unordentlichen Lebenswandel führt und sich nicht an die Lehren hält, die er von uns empfangen hat. Ihr wißt ja selbst, wie ihr uns nachfolgen sollt. Wir haben unter euch keinen unordentlichen Wandel geführt, auch haben wir nicht umsonst jemandes Brot gegessen, sondern gearbeitet in Mühe und Plage Tag und Nacht, um niemand von euch zur Last zu fallen. Gewiß hätten wir Anspruch darauf gehabt, aber wir wollten euch ein Vorbild geben an uns, damit ihr uns nachahmet. Denn als wir bei euch waren, haben wir dies euch geboten: Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Nun haben wir gehört, daß einige unter euch einen unordentlichen Lebenswandel führen, nicht arbeiten, sondern sich herumtreiben. Solchen Leuten befehlen wir streng im Herrn Jesus Christus, sie sollen still ihre Arbeit tun und ihr selbstverdientes Brot essen. Ihr aber, liebe Brüder, werdet nicht müde, Gutes zu tun“ (2. Thess. 3, 6–13). — Bekanntlich ist der Satz „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen“ in die Verfassung der UdSSR, Artikel 12, übernommen worden.

### d) Reichtum bedeutet Gefahr

Die neue Auffassung von der Stellung des Menschen zu Gott, aus der heraus Sklaven und Frauen in neuem Lichte gesehen und der Arbeit die höchste Achtung gezollt wird, führt zwangsläufig zu einer neuen Bewertung des Reichtums. Denn der Reiche ist es ja, der seine Mitmenschen ausbeutet und versklavt.

Während den frommen Juden Reichtum als Segen Gottes gilt, warnt Jesus immer wieder vor dem Reichtum: „Niemand kann zwei Herren dienen; denn er wird den einen hassen und den anderen lieben, oder er wird dem einen anhangen und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ (Mt. 6, 24). — Die gleiche Auffassung sprechen mehrere Gleichnisse aus, so daß Gleichnis vom reichen Manne (Lk. 12, 16), das vom reichen Prasser und dem armen Lazarus (Lk. 16, 19) oder das vom Scherflein der Witwe (Mk. 12, 41).

Jesus wendet sich gegen jede Ausbeutung: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer! Ihr verpraßt die Häuser der Witwen, indes ihr lange Gebete hersagt... Was aber das Wichtigste ist am Gesetz, die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit und die Treue, vernachlässigt ihr“ (Mt. 23, 14 und 23). Er brandmarkt die herrschende Klasse: „Sie binden schwere und unerträgliche Lasten und legen sie auf die Schultern der Menschen. Sie aber mögen dieselben mit keinem Finger heben“ (Mt. 23, 4).

Dementsprechend verhalten sich die Christengemeinden. „Diese reichen Leute wollen alle übrigen Gebote erfüllen; nur auf den Reichtum mögen sie nicht verzichten“, heißt es in einer

Predigt des Basileios von Caesarea († 379). „Was nützt solchen ihre sonstige Tugendhaftigkeit? Das Königreich der Himmel nimmt sie nicht auf.“ Klemens von Alexandrien († 220) urteilt: „Der Reichtum ist ein Werkzeug. Du kannst es recht benutzen: dann dient es der Gerechtigkeit. Wer es unrecht benutzt, ist ein Diener des Unrechts“ (Leipoldt, a. a. O., S. 171 und 182). — So formen die Christen einen neuen Eigentumsbegriff: das Recht aus Eigentum wird an dem sozialen Gebrauch des Eigentums gemessen.

Besonders entschieden sind die Formulierungen des Jakobus. Briefes: „Sind es nicht die Reichen, die euch vergewaltigen, und wiederum sie, die euch vor die Gerichtshöfe ziehen? Sind nicht sie es, die den herrlichen Namen lästern, der über euch (bei der Taufe) ausgerufen ward?“ (Jak. 2, 6). — Den Reichen aber wird gesagt: „Der Lohn der Arbeiter, die auf euren Feldern schnitten, um den ihr sie gebracht habt, schreit auf, und das Rufen der Schnitter ist zu den Ohren des Herrn Zebaoth gedrungen. Ihr schwelget und praßtet auf Erden; ihr mäsetet eure Herzen am Schlachttage. Ihr verurteilt und tötet den Gerechten; er widersetzt sich euch ja nicht“ (Jak. 5, 4–6). — Leipoldt urteilt (S. 140): „Jakobus vertritt fast eine Art Klassenkampf und dehnt diese Neigung auf das Gebiet der Frömmigkeit aus.“

#### e) Vorbild einer neuen Gemeinschaft

So stellen die Christengemeinden den bestehenden staatlichen Gemeinden das Vorbild einer neuen, besseren gesellschaftlichen Ordnung entgegen. Die Christen bemühen sich, mit ihren Mitmenschen, gleichgültig ob es sich um Christen handelt oder nicht, wirklich nach der „goldenen Regel“ zu leben: „Alles, was ihr von den Leuten erwartet, sollt ihr ihnen ebenso tun“ (Mt. 7, 12). — Plinius berichtet in dem bereits erwähnten Brief an Trajan über die Christen: „Sie hätten den Brauch gehabt, . . . sich durch einen Eid nicht etwa zu irgendwelchen Missetaten zu verpflichten, sondern darauf, keinen Diebstahl, keinen Ehebruch zu begehen, die Treue nicht zu brechen und anvertrautes Gut nach ergangener Aufforderung nicht abzuleugnen.“

Dem Sinne nach stimmt das völlig überein mit der Weisung des Apostels Paulus, die Plinius sicher nicht kannte: „Wer den Nächsten liebt, hat das Gesetz erfüllt. Denn die Gebote: Du sollst nicht ehebrechen, nicht töten, kein falsches Zeugnis geben, nicht begehren, und alle anderen Gebote sind in dem einen Gebot zusammengefaßt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Röm. 13, 8–9).

Soziale Hilfe lassen die Christen ihren Glaubensbrüdern, aber auch anderen Menschen zuteil werden. Die Christen finden und gehen hier ganz neue Wege. Etwas völlig Neues ist die Arbeitsvermittlung, die aus den Weisungen der Zwölf-Apostel-Lehre zu erkennen ist: „Ist der Ankömmling ein

Durchreisender, so unterstützt ihn, soviel ihr könnt! Er bleibe aber bei euch nur zwei oder drei Tage, wenn's nötig ist. Will er sich bei euch niederlassen, etwa als Handwerker, so arbeite er und verdiene sein Brot! Versteht er kein Handwerk, so sorgt nach bester Einsicht, daß er als Christ nicht müßig unter euch lebe! Will er sich danach nicht richten, so geht er mit dem Christennamen nur hausieren“ (Leipoldt, a. a. O., S. 158).

Ein weiteres Mittel ist die Gründung von Herbergen und Heimen, die notwendig wird, als bei der großen Zahl der durchreisenden Glaubensbrüder die Unterbringung der Gäste bei einzelnen Familien auf Schwierigkeiten stößt. Die Heiden stehen solchen Unternehmen zunächst mit Verständnislosigkeit, dann mit Bewunderung gegenüber. Die Fürsorge für Kranke, für Witwen und Waisen, die Sorge um die Fremden wird von den Christen in einem solchen Umfange aufgenommen, daß selbst ein Gegner des Christentums wie der Kaiser Julian schreibt: „Bewundern wir nicht, was am meisten die Gottlosigkeit verstärkte: die liebevolle Pflege der Fremden, die Fürsorge für die Gräber der Toten, die geheuchelte Ehrbarkeit des Lebens? Alle diese Dinge, glaube ich, müssen auch von uns tatsächlich durchgeführt (also nachgeahmt) werden“ (Leipoldt, a. a. O., S. 197).

In Notzeiten suchen die Christen die Versorgung der betroffenen Gebiete sicherzustellen. Als im Jahre 253 Numidien von wilden Nachbarstämmen heimgesucht wird und zahlreiche Christen in Gefangenschaft geraten, führt Cyprian von Karthago eine große Geldsammlung durch, um die Gefangenen loszukaufen: „Wir müssen in unseren gefangenen Brüdern Christus erblicken und ihn aus der Gefahr der Gefangenschaft erlösen, wie er uns aus der Gefahr des Todes erlöste“ (Leipoldt, a. a. O., S. 183).

Das ist das Geheimnis des Christentums: „Jesus setzt sich selbst an die Stelle der Armen; was man einem der Allergeringsten erweist, ist Jesus erwiesen. So wird es leicht, den Dienst am Nächsten als Gottesdienst aufzufassen“ (Leipoldt, a. a. O., S. 193).

### 3. Friede auf Erden!

Die Christen der ersten Jahrhunderte handeln aus dem Glauben heraus; sie folgen in ihrer Mehrzahl nicht verstandesmäßig erarbeiteten Plänen für eine Neugestaltung des gesellschaftlichen Lebens. Doch fehlt es in ihren Reihen nicht an Köpfen, die erkennen, welche weittragende Bedeutung diese Erneuerung des Lebens hat.

„Lukas ist der erste Christ, der sich um eine grundsätzliche Neuordnung der irdischen Verhältnisse müht“ (Leipoldt, S. 147). Lukas stammt aus der Großstadt Antiochia, wahrscheinlich ist er von Beruf Arzt. In seinem Evangelium wie in seiner Apostelgeschichte weist Lukas immer wieder darauf hin, daß es für den Christen gilt, die Nächstenliebe durch Taten zu er-



weisen. — Auch Basileios von Caesarea gehört zu denen, die sich — in den Grenzen ihrer Zeit — bewußt für eine bessere Gesellschaftsordnung einsetzen: „Nähme jeder nur so viel, als er zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse braucht, und überließe das übrige den Bedürftigen, dann gäbe es weder Reiche noch Arme“ (Leipoldt, S. 178).

So schreiten die Christen, die zunächst rein gefühlsmäßig zu neuen Formen des Gemeinschaftslebens gekommen sind, schließlich bewußt voran mit dem Willen, die Wirklichkeit zu verändern. Manche der heidnischen Philosophen — z. B. Platon — hatten sich Gedanken darüber gemacht, wie man die Ordnung der menschlichen Gesellschaft verbessern könne. Die Christen aber bleiben nicht bei Gedanken und Worten stehen, sondern beginnen in der Tat und Wahrheit damit, einen Neubau zu errichten. Ein Vorgang in Ägypten darf als Sinnbild für diesen Willen zur Änderung des Bestehenden gelten: „Die Christen zerstören einen Teil der Pyramiden (also der Denkmäler der heidnischen Zeit) und errichten aus diesem Material nicht nur Kirchen, sondern auch Herbergen für die Fremden“ (Leipoldt, a. a. O., S. 189).

#### (a) Friede in den Gemeinden

Die Frucht der Nächstenliebe ist der Friede. Dieser auf dem Wurzelgrund der Nächstenliebe erwachsene Friede unterscheidet sich von dem, was man bisher darunter verstand: „Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt gibt, gebe ich ihn euch“ (Jo. 14, 27). Dieses Wort erinnert an ein anderes: „Ihr wißt, daß die Fürsten der Völker über sie als Zwingherren herrschen und daß die Großen ihre Macht mißbrauchen. Nicht so soll es unter euch sein“ (Mt. 20, 25; Lk. 22, 25). Hier wie dort wird die neue Gemeinschaft in Gegensatz gestellt zu der Welt (griech. kosmos). Als „Kosmos“ bezeichnete man die im Römerreich herrschende Ordnung. Diese Ordnung ist auf Gewalt und Ausbeutung gegründet, die neue Gemeinschaft aber auf Nächstenliebe und Dienst am Nächsten.

„Lebet in Frieden miteinander! Wir ermahnen euch, liebe Brüder: Weiset die Unordentlichen zurecht, ermutigt die Kleinfütigen, nehmet euch der Schwachen an, habet Nachsicht mit allen“ (1. Thess. 5, 14). — Solche Mahnungen kehren in den Apostelbriefen immer wieder: „Über alles habet die Liebe, sie ist das Band der Vollkommenheit. Der Friede Christi herrsche in euren Herzen, zu diesem seid ihr ja berufen in einem Leibe“ (Kol. 3, 14—15). „Wandelt als Kinder des Lichts! Die Frucht des Lichts ist lauter Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit“ (Eph. 5, 8). „Das Reich Gottes ist nicht Speise und Trank, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geiste“ (Röm. 14, 13). „Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens“ (1. Kor. 14, 33).

Den Gegensatz zwischen diesem Gemeinschaftsleben der Christen und den in der heidnischen Welt bestehenden gesellschaftlichen Formen kennzeichnet Tertullian in seiner Verteidigungsschrift (Apologeticum, 197 n. Chr.): „Doch eben solcher Liebe Werk drückt uns in den Augen vieler einen Makel auf. ‚Seht‘, sagen sie, ‚wie sie sich gegenseitig lieben‘ — sie selbst nämlich hassen sich gegenseitig —, und wie sie füreinander zu sterben bereit sind‘ — sie selber nämlich wären eher einander umzubringen bereit“ (Ap. 39, 7).

#### b) Friede unter den Völkern

Auf die Frage „Wer ist denn mein Nächster?“ hat Christus geantwortet mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk. 10, 25). Den Angehörigen eines von den Juden verachteten Volkes stellt er den jüdischen Hörern als Muster hin.

Lukas berichtet, daß ein Neger zu den ersten Bekennern der neuen Lehre gehört: „Da war ein Äthiopier, ein Kämmerer, ein Würdenträger der äthiopischen Königin Kandace... Der Kämmerer sprach: Sieh, da ist Wasser. Was hindert, daß ich getauft werde? Philippus aber sprach: Wenn du von ganzem Herzen glaubt, so darf es geschehen.“ (Apg. 8, 27 f. g.)

Bei der Taufe des heidnischen Hauptmanns Cornelius in Caesarea (Apg. 10) wird endgültig entschieden, daß nicht nur Juden, sondern auch Heiden als Christen getauft werden können: „Kann nun noch jemand das Wasser der Taufe denen versagen, die den Heiligen Geist empfangen haben wie wir?“ (Apg. 10, 47.)

Menschen aller Völker sind dazu berufen, durch den Glauben an Jesus Christus die Kraft zu gewinnen, Kinder Gottes zu werden. Daher gelten die Unterschiede zwischen den Völkern, die für Heiden und Juden unübersteigliche Schranken darstellten, für die Christen nicht mehr: „Denn ihr seid alle Kinder Gottes durch den Glauben an Christus Jesus. Ihr alle, die ihr auf Christus getauft wurdet, habt Christus angezogen. Jetzt gilt nicht mehr Jude und Grieche, Sklave und Freier, Mann und Weib, ihr alle seid ja Einer in Christus Jesus“, schreibt Paulus an die bisher heidnischen Galater (Gal. 3, 26—28).

Auf Grund dieser Auffassung erwächst ein neues Verständnis für die Eigenart und die Leistung anderer Völker. Der in Marsilia (Marseille) lebende Salvian (400—480) zögert nicht zu gestehen, daß die Barbaren oft besser sind als die Bewohner des Römerreiches: „Wo und unter welchen Menschen finden sich diese Mißstände, außer bei den Römern? Wo ist die Ungerechtigkeit so groß wie bei uns? Die Franken kennen diese Verbrechen nicht; die Hunnen sind von diesen Schandtaten frei; nichts davon gibt es bei den Vandalen, nichts bei den Goten“ (Leipoldt, a. a. O., S. 163). Der alte Begriff „Barbaren“ hat also für die Christen völlig seine Bedeutung verloren.

So ist es selbstverständlich, daß „Friede auf Erden“ für die Gläubigen der altchristlichen Kirche nicht nur den Frieden des Menschen mit Gott, nicht nur den Frieden in den Gemeinden bedeutet, sondern auch den Frieden unter den Völkern. Das altrömische Gemeindegebiet im ersten Klemens-Briefe (60, 4) spricht das schon am Ende des ersten Jahrhunderts aus: „Gib Eintracht und Frieden uns und allen Bewohnern der Erde!“

## II. Kirche des Imperiums

„Eine der erstaunlichsten Tatsachen der Weltgeschichte ist der Sieg des Christentums über die vereinigten religiösen, kulturellen und politischen Mächte des römischen Kaiserreiches“ (Staufer, a. a. O., S. 230). Aber war es wirklich ein Sieg? „Der Sieg, der die Welt überwindet“ (1. Jo. 5, 4)?

Freilich mochten die Christen aufatmen, als das Edikt von Mailand verkündet wurde, das Konstantin, Kaiser des Westens, und Licinius, Kaiser des Ostens, gemeinsam beschlossen hatten:

„Wir stellen es in die freie Wahl der Christen und aller anderen, diejenige Religion zu bekennen, welche sie wollen, damit die Gottheit und das himmlische Wesen, welches es auch sein mag, uns und allen, die unter unserer Regierung stehen, gnädig sein mag.“ Das war also die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, die die Christen mehr als zwei Jahrhunderte lang hatten entbehren müssen. Aber es war nicht die Erfüllung der Verheißung: „Gefallen ist das große Babylon“ (Apk. 18, 2), war nicht der Sieg des Christentums über „das große Babylon, die Mutter der Dirnen und Greuel der Welt“ (Apk. 17, 5).

Das Edikt von Mailand war der nüchterne Entschluß eines rücksichtslosen Realpolitikers, die größte Massenbewegung des Reiches in den Dienst seiner Machtpolitik zu stellen. Für Konstantin war das Edikt von Mailand (313) die Voraussetzung für den Sieg über Licinius (323), für die Alleinherrschaft also im Westen und Osten. „In hoc signo vinces – in diesem Zeichen wirst du siegen!“ Das war nicht die Vision eines religiösen Schwärmers, sondern das Programm eines nüchternen Willensmenschen, der die Macht wollte, die ganze Macht und nichts als die Macht. Christ ist Konstantin nie geworden, aber er hat das Christentum zum Instrument seiner Politik gemacht, deren Ziel die Wiederherstellung des römischen Imperiums war. Die Kirche der Märtyrer wandelte sich zur Kirche des Imperiums.

### I. Umgestaltung

Diese Wandlung wird bewirkt einmal dadurch, daß nunmehr Tausende und aber Tausende sich zur Taufe drängen, die nicht religiöses Empfinden zu diesem Entschluß führt, sondern allein der Wille, sich der vom Kaiser begünstigten Bewegung anzuschließen. Das christliche Bekenntnis, vorher Wagnis und Gefahr, wird nun zur Voraussetzung für die Erlangung von Ämtern und anderen Vorteilen.

Mit den Massen der Neugetauften dringen heidnische Vorstellungen in die christliche Religion ein und werden von ihr assimiliert. Bei Übernahme von Tempeln und Heiligtümern tritt oft an die Stelle des dort verehrten Heros oder Patrons ein Heiliger; die Gebräuche ihrer Verehrung werden den Bedingungen der Kirche angepaßt. In den Großstädten wird das Sakrament der Beichte bei nicht wenigen ein Deckmantel für Leichtgläubigkeit und Treulosigkeit.

„Die Kirche mußte unter der Art leiden, wie sich die Christianisierung der römischen Welt vollzog. Wo sollte die sittliche Frucht herkommen, wenn die meisten ihrer Glieder mehr durch kaiserliche Edikte als durch die Predigt des Evangeliums zur Annahme des christlichen Glaubens bewogen wurden?“ (Hauck, Kirchengeschichte, I 60.)

#### a) In der Organisation

Diese Wandlung vollzieht sich vor allem unter den Priestern der christlichen Gemeinden. Die Bischöfe sind nunmehr Vertrauensmänner des Kaisers, ihr Amt hat jetzt nicht mehr nur religiösen, sondern auch politischen Charakter. Die Presbyter, d. h. eigentlich die „Älteren“ in den Gemeinden, haben nun ebenfalls Anteil an diesem politischen Auftrag und sind dafür den Bischöfen, letzten Endes dem Kaiser verantwortlich. Aus den „Älteren“ der Gemeinden wird nun der „Klerus“, der besondere Anteil Gottes an den Gemeinden, dem auch besondere Rechte und Pflichten zustehen. Die Hierarchie, die Rangordnung der Geistlichen, wird in immer feiner gegliederter Stufenfolge nach dem Muster des in Konstantinopel aufgebauten Beamtenapparates entwickelt.

Die Kaiser fördern diese Entwicklung in jeder Weise. Allen Klerikern werden die Staatssteuern erlassen; damit bekommen sie das gleiche Vorrecht wie früher die heidnischen Priester. Die Bischöfe erhalten Anteil an der weltlichen Gerichtsbarkeit. In den Landstädten treten viele Patrizierfamilien in den geistlichen Stand über; in manchen Orten wird das Bischofsamt in solchen Familien erblich. Auf der anderen Seite wird durch Beschluß des Konzils von Nicäa untersagt, daß Sklaven als Kleriker zugelassen werden, während vorher, wie wir sahen, Sklaven bis zur Würde des Bischofs von Rom emporsteigen konnten.

#### b) In der Verkündigung

Auch die Verkündigung des Evangeliums muß sich in vieler Hinsicht nach dem Willen des Kaisers richten. Der von Konstantin verkündeten Religionsfreiheit folgt das Verbot der heidnischen Kulte durch die Kaiser Gratian (378) und Theodosius (380). Im Jahre 392 untersagt Theodosius alle Privatopfer, im Jahre 408 zieht er alle heidnischen Tempelgüter ein.

Beginn des Konstantin. Zeitalters.

In dem Gesetz des Theodosius vom Jahre 380 heißt es:

„Es ist unser Wille, daß alle Völker, welche wir gnädigst regieren, die Religion bekommen, wie sie der heilige Apostel Petrus den Römern gelehrt, wie sie sich ohne Unterbrechung bis auf unsere Zeit erhalten hat, und wie sie der Pontifex Damasus übte unter Bischof Petrus von Alexandrien, ein Mann von apostolischer Heiligkeit, so daß wir gemäß der Lehre der Apostel und des Evangeliums an die alleinige Göttlichkeit des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes unter der Annahme gleicher Hoheit und liebevoller Dreieinigkeit glauben. Alle, die diesem Glauben anhängen, sollen nach unserem Befehle den Namen katholische Christen tragen; die übrigen, wahnwitzig und geistesgestört wie sie sind, sollen die Schmach ihres häretischen Glaubens auf sich nehmen; ihre Versammlungsorte sollen nicht Kirchen heißen; sie sollen vor allem die göttliche Strafe, dann aber auch die unserer Ungnade erleiden, die wir nach Gottes Willen ihnen beweisen wollen.“

Hier tritt also zum ersten Male in voller Schärfe der Gegensatz hervor zwischen dem katholischen (d. h. allgemeinen) Bekenntnis und den „Häretikern“, den Abtrünnigen. Dieser Gegensatz wird fast anderthalb Jahrtausende lang für das Schicksal der Kirche bestimmend sein.

Der Makel, Häretiker zu sein, wird damals vor allem den Arianern angeheftet. Der Diakon Arius in Alexandrien lehrte, daß Christus Gott dem Vater nicht wesensgleich (griech. homousios), sondern wesensähnlich (griech. homoiouios; „Streit um das Jota“) sei. Gegen ihn trat insbesondere Athanasius auf, der später zum Patriarchen von Alexandrien gewählt wurde. Das Konzil von Nicäa (i. J. 325) entschied gegen Arius; die „katholische“ Lehre setzte sich aber nur allmählich durch.

Konstantin war es, der das Konzil von Nicäa berief und leitete. Er maßte sich auch das Recht an, Bischöfe einzusetzen und abzusetzen, Synoden zu vertagen oder aufzulösen, ihre Beschlüsse zu bestätigen oder abzulehnen. Verurteilte Lehren wie die des Arius wurden durch die staatlichen Organe verfolgt. — Konstantin entscheidet sich in Nicäa gegen Arius. Als er aber sieht, daß sich gegen diese Entscheidung in der morgenländischen Christenheit starker Widerstand zeigt, verbannt er Athanasius nach Britannien.

Konstantins Sohn Konstantius erklärt geradezu, daß sein Wille als Kirchengesetz zu gelten habe. — Die Logik der Geschichte freilich setzt auch der Willkür der Kaiser innerhalb der Kirche gewisse Grenzen. Als Kaiser Julian (361–63) versucht, das Heidentum als Staatsreligion wiederherzustellen, scheitert er.

Das Antlitz des römischen Reiches ist nun dem Anschein nach christlich. Aber unter der Oberfläche bleiben heidnische Vorstellungen und Gebräuche lebendig. — Das Bündnis zwischen der Kirche Christi und dem Imperium hat tragischen Charak-

ter: weder vermag die Kirche das Imperium in seinem Wesen zu verwandeln, noch vermag das Imperium, wie es Konstantin wollte, durch das Bündnis mit der Kirche seinen Bestand auf die Dauer zu sichern.

## 2. Erneuerung

Die revolutionäre Kraft des Christentums, die in der Kirche der Märtyrer so klar und kompromißlos hervortrat, scheint nun gebrochen und verloren zu sein. In Wirklichkeit ist sie nur verdeckt. Die große Tradition wird gewahrt durch zwei Strömungen: einmal durch die asketische Bewegung, die im geschlossenen Bereich der Klöster eine bessere Ordnung menschlichen Zusammenlebens zu verwirklichen trachtet, zum anderen in den Häretikern, die außerhalb der „allgemeinen“ Kirche die welterneuende Kraft der Lehre Jesu zu bewahren suchen.

Die asketische Bewegung setzt bezeichnenderweise etwa gleichzeitig mit dem Toleranz-Edikt von Mailand ein und gewinnt schon im Laufe des vierten Jahrhunderts gewaltigen Umfang. In ihr schließen sich die Menschen zusammen, die das Empfinden haben, in der nunmehr mit dem Staat — dem „Kosmos“, der sündigen Welt — ausgesöhnten Kirche nicht mehr eine Lebensform verwirklichen zu können, die den Formen dieser Welt entgegengesetzt ist. Die klösterliche Gemeinschaft übernimmt nun die Aufgabe, die in der Verfolgungszeit die Christengemeinde selbst erfüllt hatte: Vorbild einer besseren Ordnung des menschlichen Zusammenlebens zu sein.

Häretiker (Abtrünnige) hat es bereits in der Märtyrerkirche gegeben. Nach der Umwandlung des Christentums zur Staatskirche gewinnen die häretischen Strömungen einen neuen Charakter. Handelte es sich vorher in der Regel um rein religiöse Streitfragen, so treten nun Fragen der gesellschaftlichen Ordnung in den Vordergrund. Insbesondere die Donatisten in Afrika kommen in revolutionären Gegensatz zu der verstaatlichten Kirche. Aus der Doppelwahl für die neue Besetzung des Bischofsstuhls von Karthago im Jahre 311 entstand ein Streit, der den Kern der neuen Probleme aufzeigt. Die revolutionäre Gruppe, an deren Spitze seit dem Jahre 313 Donatus als Bischof von Karthago stand, forderte von den einzelnen Christen, insbesondere aber von den Geistlichen, völlige sittliche Reinheit, Entsagung und Armut, also Einheit von Leben und Lehre.

Versuche, die Donatisten staatlich und kirchlich zu verurteilen, führten zu der Bewegung der „Circumcelliones“ (ursprünglich ein Spotname: „Strolche“). Träger dieser Bewegung waren vor allem die unterdrückten Bauern und Landarbeiter, die sich gegen alle Formen der Ausbeutung wandten und gegen die Ausbeuter eine Art von Volksjustiz ins Werk setzten. Bei den Circumcellionen finden wir bereits ein Vorgehen, wie es

sich heute in Italien und anderen Ländern wiederholt: sie besetzten Äcker des Großgrundbesitzes, die dieser brachliegen läßt, und bearbeiteten sie selbst.

Trotz aller Verbote hielt sich die donatistische Bewegung, bis der Einbruch der Vandalen und später der Araber die christliche Kirche in Nordafrika überhaupt vernichtete.

#### a) In der Organisation

Die asketische Bewegung, ursprünglich eine auf Ägypten beschränkte Erscheinung, greift auf das Gebiet des gesamten römischen Reiches über. Die Klöster bleiben bis zum Hochmittelalter Sammelpunkte der Menschen, die in den bestehenden gesellschaftlichen Zuständen keine Genüge finden und nach besseren und reineren Formen streben.

Daß diese asketische Bewegung sich zu einer so bedeutenden gesellschaftlichen Kraft entwickeln würde, war an ihren Anfängen durchaus nicht erkennbar. Diese Bewegung ist eine Schöpfung der Laien, nicht des Klerus (Erhard, Kirche der Märtyrer, S. 398). Am Anfang steht die freiwillige Ehelosigkeit, die dann zunächst bei einzelnen zum Einsiedlerleben führt. Die Einsiedler (Anachoreten) tragen den Bettlermantel, wie schon im Heidentum die kynischen und stoischen Philosophen. Die Anachoreten sind zunächst durchaus auf sich gestellt; Pachomius in Ägypten (292–346) ist der erste, der sie in einem Kloster zusammenfaßt und einem Abt (aramäisch „abba“: Vater) unterstellt.

Die Beurteilung der Anachoreten ist zunächst durchaus nicht einheitlich. Man sieht in diesen als Bettler auftretenden Männern und Frauen vielfach asoziale Elemente. Der Kaiser Valens verpflichtet sie zum Militärdienst; Theodosius verbietet ihnen, in Städten zu wohnen. Erst die Reform Benedikts von Nursia (480–550), der die von Pachomius und anderen gesammelten Erfahrungen übernimmt, wandeln das Mönchtum aus einer sozial indifferenten oder sogar negativen Erscheinung in einen positiven Faktor von höchstem sozialem Wert. Benedikt stellt die Regel für das Leben der Ordensleute (Regula monachorum) auf, deren Leitgedanken der berühmte Satz ausspricht: „Ora et labora — Bete und arbeite!“ Benedikt schreibt ausdrücklich vor, daß alle Ordensmitglieder Handarbeit leisten sollen; er urteilt, daß, wer von seiner Hände Arbeit lebe, dadurch ein echter Mönch sei. — Ackerbau und Handwerk, Kunst und Wissenschaft haben durch die Benediktiner-Klöster im Mittelalter reiche Förderung erfahren.

„Die Aufgabe, die ihm (Benedikt) die Vorsehung zugewiesen hatte, war keine geringe. Er sollte das orientalische Mönchtum den Anlagen und dem Geiste des Abendlandes anpassen, hellenisches Sinnen in römische Tatkraft umsetzen . . . Aus einer Anleitung zum Leben der Beschauung hat er ein Gesetz für eine auf den Dienst Gottes verpflichtete Berufsgenossenschaft mit patriarchalischer, aber fest umschriebener Verfassung, eine

Schule des sittlichen Strebens, ein Leben der Tat gemacht“ (Ildefons Herwegen, Der heilige Benedikt, Leipzig 1960, S. 129).

Will man die geschichtliche Leistung Benedikts ganz ermessen, dann muß man sich vor Augen halten, daß seine „Regula monachorum“ mehr als ein Jahrtausend lang Richtschnur und Vorbild für die Ordnung des klösterlichen Lebens in West- und Mittel-Europa gewesen ist. Diese auf religiöser Basis geschaffene Zusammenfassung der körperlichen und geistigen Kräfte vieler Menschen gewann säkulare Bedeutung angesichts der ungeheuren Zerstörungen und der Entvölkerung, die durch die Völkerwanderung in Europa eintrat. Beim Wiederaufbau Europas hat die in den Klöstern gewonnene Zusammenfassung der Arbeitskraft so vieler Menschen unschätzbare Dienste geleistet.

#### b) In der Verkündigung

Die Klöster wurden in dem entvölkerten Europa zu Brennpunkten nicht nur der Agrikultur und des Wiederaufbaus, sondern auch zu Pflegestätten der Wissenschaft, zu Bewahrern des geistigen Erbes der Antike.

Für das Mißtrauen, mit dem griechische Philosophie und christliche Verkündigung einander zunächst begegneten, ist charakteristisch der Bericht der Apostelgeschichte über das Auftreten des Apostels Paulus in Athen: „Einige von den epikureischen und stoischen Philosophen stritten mit ihm, etliche sagten: Was will denn dieser Schwätzer sagen? Andere: Er scheint ein Verkünder neuer Götter zu sein“ (Apg. 17, 18).

Dieses wechselseitige Mißverstehen war aber nur von kurzer Dauer. Bald fand das Christentum Eingang auch in die Seelen, die vom griechischen Geiste geformt waren. „Als typisches Beispiel mag Justin gelten, der Philosoph und Märtyrer, der den Reigen der Apologeten des zweiten Jahrhunderts eröffnet. Wie in ihm, so begegneten und durchdrangen sich in vielen anderen Geistern Griechentum und Christentum. Der christliche Glaubensinhalt ging damit in Denkformen über, die auf einem ganz anderen Boden erwachsen waren“ (J. Hessen, Griechische oder biblische Theologie?, Leipzig 1956, S. 10).

Der Mann, der das reiche Erbe der antiken Philosophie ganz in den Dienst der christlichen Verkündigung gestellt hat, ist Aurelius Augustinus (354–430). Rhetor und Philosoph, hat er die ganze Fülle des kulturellen Erbes der heidnischen Zeit in sich aufgenommen, ehe er im Alter von 33 Jahren die Taufe empfängt. Die Schriften des Augustinus, insbesondere seine „Bekenntnisse“ (400) und sein „Gottesstaat“ (410), haben nicht nur das theologische, sondern das gesamte Schrifttum der europäischen Völker jahrhundertlang auf das tiefste beeinflusst.

„Zugleich Grieche und Christ, zugleich Humanist und Theolog, umfaßt er alle Provinzen menschlicher Geistesart; alle religiösen Fanatiker und alle von sittlichen Imperativen Besessenen haben sich ihm verwandt gefühlt, aus dem uner-

schöpflischen Becher seiner Ideen das berausende Gift des Fanatismus getrunken und unverwandt in den glühenden Feuerbrand dieser Seele gestarrt, in den gleichen Feuerbrand, an dem sich, fast ein Jahrtausend später, die stille Flamme des Humanismus entzündet hat“ (Herman Hefele, Augustin, Bekenntnisse, Berlin 1959, S. 8).

Augustin entwickelt die Vorstellung von dem Nebeneinander der „civitas terrena“, das Staates dieser Welt, und der „civitas Dei“, des Gottesstaates, also der Kirche. Diese von Augustin entwickelte Anschauung wird richtungweisend für die mittelalterliche Ordnung, in der Kaisertum und Papsttum, Reich und Kirche nebeneinanderstehen als eine Polarität, die im Gegeneinander und Miteinander eine unlösbare Einheit bildet.

Die Wissenschaft, die sich im Raume der Christenheit während der nächsten Jahrhunderte entwickelt, übernimmt das antike Erbe – mit einer Ausnahme: Die Astrologie, die populärste und einflußreichste Wissenschaft der Antike, wird von den Christen entschieden abgelehnt; denn die Christen – und das ist ein Fortschritt von weltgeschichtlicher Bedeutung – sind Feinde des Aberglaubens. Lukas berichtet über den Aufenthalt des Paulus in Ephesus: „Viele von denen, die Zauberei getrieben hatten, brachten die Bücher zusammen und verbrannten sie vor aller Augen; man berechnete den Wert auf 50 000 Drachmen“ (Apg. 19, 19). Der Magier Simon in Samaria, der lange Zauberei getrieben hat, wird von dem Diakon Philippus bekehrt (Apg. 8, 12) und läßt von seiner Zauberei.

So wird auch die Sterndeuterei, die doch das ganze römische Altertum beherrscht hat, von den Christen auf das schärfste bekämpft: „Das Christentum mußte die Astrologie auf das härteste bekämpfen ... Von ihm wurde vor allem die Befreiung von dem drückenden Joch der alles beherrschenden Sterne erwartet: das Königtum der Himmel will man gewinnen, d. h. Herr werden über die Sterne und das von ihnen verhängte Schicksal. Paulus ist sich bewußt, daß nichts, weder Tod noch Leben, noch Sternenmacht und -unmacht – er gebraucht die technischen Ausdrücke der Astrologie Hypsoma und Bathos – einen Christen von der Liebe Gottes trennen kann“ (Franz Boll, Kleine Schriften zur Sternkunde des Altertums, Leipzig 1950, S. 68; die erwähnte Paulus-Stelle: Röm. 8, 38).

Von geschichtlicher Bedeutung ist auch die Ehrfurcht und Treue, mit der die Christen ihre Heiligen Schriften, insbesondere die Evangelien und die Apostel-Briefe, bewahrt und überliefert haben. In der Verfolgungszeit haben die Christen ihre Heiligen Bücher mit großer Treue bewahrt, obwohl z. B. Diokletian ausdrücklich Ablieferung und Vernichtung dieser Heiligen Schriften fordert (Leipoldt/Morenz, Heilige Schriften, Leipzig 1953, S. 194). Mit Sorgfalt werden in den Klöstern immer neue, getreue Abschriften der heiligen Texte gefertigt.

So werden auch jene Worte Christi und der Apostel bewahrt, zu denen die inzwischen entstandenen gesellschaftlichen Verhältnisse in schreiendem Widerspruch standen. Immer wieder haben im Mittelalter und auch noch in späteren Jahrhunderten die Rebellen gegen die bestehende Ordnung das Zeugnis der Heiligen Schrift gegen das Unrecht der herrschenden Klasse ins Feld führen können.

### 3. Spannung

Die Spannung in der Christenheit, die mit der Entwicklung zur Kirche des Imperiums entsteht, ist gekennzeichnet durch die Verstrickung in die Dinge dieser Welt auf der einen, die Abwendung von der Welt auf der anderen Seite. Sie ist gekennzeichnet einmal durch die Verknüpfung der Interessen der Kirche mit denen des Staates, zum anderen durch den Kampf grundsatztreuer Christen gegen den Staat.

Gerade die Tatsache, daß der Christenglaube im Römerreich Staatsreligion geworden ist, gibt der Heidenmission einen gewaltigen Aufschwung. Seit dem Jahre 303 wird Armenien christlich. Weiter entsteht im damaligen Perserreich eine starke christliche Kirche, die auch dort zunächst verfolgt wird, sich aber trotzdem behauptet. Von Persien breitet sich das Christentum nach Arabien, Indien, Nordasien und im siebenten Jahrhundert sogar nach China aus. Unter den von Dschingis-Khan unterworfenen Stämmen befindet sich auch eine Gruppe christlicher Mongolen. Als Marco Polo am Ende des 13. Jahrhunderts nach China kommt, ist er erstaunt, dort christliche Symbole, insbesondere das Kreuz, vorzufinden. Im fünften Jahrhundert werden weite Teile von Nubien und Abessinien für das Christentum gewonnen.

Von größter Bedeutung für die europäische Geschichte wird die Tatsache, daß die Mehrzahl der germanischen Stämme, die in das Gebiet des Römerreiches eingebrochen sind, im vierten, fünften und sechsten Jahrhundert das Christentum annimmt. Auch für sie ist der Gesichtspunkt entscheidend, daß der Glaube der Christen die Staatsreligion des von ihnen bewunderten Römerreiches ist. Es handelt sich also – und auch das ist von geschichtlicher Bedeutung – nicht um echte Erfolge der Mission, sondern um Folgen politischer Entschlüsse der herrschenden Kreise dieser germanischen Stämme.

Die Folge ist, daß die Bekehrung nur sehr äußerlich erfolgt und daß heidnische Vorstellungen unter der christlichen Oberfläche während des ganzen Mittelalters und bis in die Neuzeit hinein lebendig sind. Die Goten bekehren sich im vierten, die Franken im fünften, die Angelsachsen im sechsten Jahrhundert zum Christentum. Von den Franken und Angelsachsen endlich werden die rechts des Rheins liegenden Gebiete des heutigen Deutschland für das Christentum gewonnen – nur zum Teil durch Mission und Predigt, meist aber (wie in den Fällen der Sachsen und der Sorben) mit Feuer und Schwert.

## Kirche und Ketzler des Mittelalters

Als Mittelalter bezeichnet man im allgemeinen die Zeit zwischen der Christianisierung des fränkischen Reiches (Bekehrung Chlodowechs 496) und dem Beginn der Reformation (Luthers Thesenanschlag 1517). Diese Jahreszahlen sind natürlich nur Richtungsmarken; aber man kann in jedem Falle davon ausgehen, daß wir unter dem Begriff „Mittelalter“ ein Jahrtausend europäischer Geschichte zusammenfassen.

Ökonomisch ist das Mittelalter gekennzeichnet durch den Feudalismus, d. h. die Ausbeutung der leibeigenen oder scholengebundenen Bauern durch die Feudalherren und die Vorrechte der privilegierten Klassen, des Adels und der Geistlichkeit. Die Anfänge dieser Formen entwickeln sich schon beim Zerfall des Römischen Reiches, im Kolonat und in der byzantinischen Hierarchie. Von Süd- und Westeuropa greift die Feudalordnung während des Mittelalters auch auf Mittel-, Nord- und Osteuropa über.

Politisch ist das Mittelalter gekennzeichnet durch das Bündnis der jungen germanischen Völker mit der römischen Kirche, wie es sich zuerst in der Zusammenarbeit des fränkischen Reiches, später des deutschen (Heiligen Römischen) Reiches mit dem Papsttum manifestiert. Die ungebrochene Kraft dieser Bauernvölker schafft die Grundlagen einer neuen europäischen Kultur. In diesem Neubau bringt die christliche Kirche das Erbe der Antike ein.

Kulturell ist das Mittelalter gekennzeichnet durch den bestimmenden Einfluß der christlichen Vorstellungen und Formen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Dieser äußere Anschein darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Bekehrung der Franken und Langobarden zum Christentum eine aus politischen Gründen von der führenden Schicht beschlossene Maßnahme war und daß Sachsen und Sorben nur durch Feuer und Schwert christianisiert wurden. Das Heidentum lebt unter dieser dünnen Oberfläche angenommener Formen lebendig fort. Die barbarische Wildheit und Grausamkeit, die Friedlosigkeit des Mittelalters legen dafür in schrecklicher Weise Zeugnis ab.

### I. Aufstieg des Abendlandes

Der Begriff „Abendland“ (Okzident) kommt in Gebrauch seit der Reichsteilung Diokletians (293; imperium occidentale et orientale). West- und Mitteleuropa weist während des Mittelalters Unterschiede zu Osteuropa auf, das zunächst vom Einfluß Konstantinopels, nach dem Untergang des oströmischen Reiches vom Islam beherrscht wird. Eine Erscheinungsform dieses Gegenstandes ist die Trennung der abendländischen von der morgenländischen Kirche (1054).

### 1. In den Stürmen der Völkerwanderung

Wenn man verstehen will, wie die christliche Kirche des Abendlandes dazu gekommen ist, während des Mittelalters auf vielen Gebieten eine führende Rolle zu spielen, muß man betrachten, wie sie sich in den Stürmen der Völkerwanderung bewährt.

#### a) Bischöfe

Der Einbruch der germanischen Stämme führt in den westlichen Provinzen des Römischen Reiches, vor allem in Gallien und Italien, zeitweise zu völliger Auflösung der staatlichen Ordnung. Hier greifen an vielen Orten die Bischöfe ein, die ja seit Konstantin gern von den vornehmen Familien des Landes gestellt werden. Ambrosius (397) war Präfekt von Mailand, ehe er – noch ein Heide – von der christlichen Stadtbevölkerung zum Bischof erwählt wurde, Gregor der Große Präfekt von Rom (573), ehe er Kleriker und später Papst wurde. Aber der Geist der Märtyrer-Kirche war noch lebendig; Ambrosius verzichtete beim Antritt seines Bischofsamtes auf sein Vermögen, Gregor erwählt freiwillig das Leben eines Mönches, ohne zu ahnen, daß er später einmal zum höchsten Amte der Kirche berufen werden könnte. Bischöfe dieser Art vereinigten in sich die Kraft der christlichen Nächstenliebe und die römische Tugend zielklaren Tatwillens.

„In Italien, Gallien-Frankreich, Burgund und Spanien saßen überwiegend Angehörige alter römisch-romanischer Geschlechter auf den Bischofsstühlen und mühten sich um den Ausgleich zwischen den germanischen Eroberern und der einheimischen Bevölkerung. Die Machtstellung der Kirche während des Mittelalters beruht nicht zuletzt auf den Leistungen der Bischöfe während jener Übergangszeit ... Unter solchen Verhältnissen gebührt Persönlichkeiten und Einrichtungen, die sich als formgebende Prinzipien und Träger der Gesellschaftsordnung bewährten, höchste Anerkennung, auch wenn das Ergebnis ihrer Bestrebungen hinter den Forderungen einer späteren, fortgeschrittenen Zeit weit zurückblieb“ (Bühler, Kultur des Mittelalters, 1931, S. 15).

„Wenn es ein Verdienst ist, die Forderungen zu erkennen und zu erfüllen, welche die Zeit an den Mann stellt, so haben die Bischöfe dieser Periode sich dieses Verdienst erworben. Als der Staat zerstört wurde und die Gesellschaft zerfiel, hielten sie die kirchliche Organisation aufrecht: die Wahl des Bischofs war der einzige Akt, bei dem alle Stände beteiligt waren, die einzige Handlung des Volkes“ (Hauck, Kirchengeschichte, I/79).

„Als die Goten das südöstliche Gallien verwüstet hatten, verteilte Bischof Patiens von Lyon Getreide unentgeltlich, nicht nur in Lyon, sondern überall in den Städten an der Rhône und Saône“ (a. a. O., I/80) – „Unfertig war das fränkische Staatswesen unter Chlodowech und seinen Nachfolgern in jeder Hin-

sicht. Deshalb blieb den Bischöfen vieles überlassen, was an sich Sache des Staates gewesen wäre. Ich schweige hier von der Armenpflege; aber wenn Sidonius von Mainz den Rhein eindämmte, wenn Felix von Nantes Flußkorrekturen vornahm, wenn er mit den Britanniern verhandelte, um sie zum Schadenersatz für die von ihnen verübten Plünderungen zu veranlassen, wenn Desiderius von Cahors eine Wasserleitung herstellte, wenn die Bischöfe in Pestzeiten Maßregeln trafen, um die Verbreitung der Krankheiten aufzuhalten, so waren das alles Leistungen im Dienste des öffentlichen Wohls, mit denen der Episkopat in einen leer gelassenen Platz eintrat“ (a. a. O., I/123).

#### b) Päpste

Von weittragender Bedeutung ist diese Entwicklung für das Ansehen und die Autorität des Papsttums. Während der Patriarch von Konstantinopel von den oströmischen Kaisern abhängig bleibt, gewinnt der Bischof von Rom nach dem Untergang des weströmischen Reiches (476) gewaltigen Einfluß, vor allem durch die Leistungen so überragender Persönlichkeiten wie Leo I. (440–461) und Gregor I. (590–604).

Rom war seit der Reichsteilung Diokletians nicht mehr Sitz der Kaiser. Um so stärker trat die Stellung des römischen Bischofs als der nunmehr einzigen Autorität in der „Ewigen Stadt“ hervor. Der weströmische Kaiser Valentinian III. erkannte Papst Leo I. ausdrücklich die Jurisdiktion über alle Bischöfe des Abendlandes zu (445). Gewaltig stieg Leos Ansehen, als er im Jahre 452 den Hunnen-König Attila bewog, Italien zu verschonen.

„Der Vorgang ist ein Symbol. Denn der Dienst, den damals der römische Bischof an der Hauptstadt der Alten Welt getan hat, den hat die Kirche Christi der Welt des klassischen Altertums geleistet. Die Alte Kirche hat sich gern als die Arche Noahs bezeichnet. Mit Recht. Denn sie hat tatsächlich die wesentlichen Lebensträger und Kulturgüter der Alten Welt durch die Sintflut der Spätantike hindurchgerettet“ (Stauffer, Christus und die Cäsaren, S. 319).

Gregors Pontifikat ist gekennzeichnet durch die Rückkehr der Langobarden und Westgoten zum katholischen Bekenntnis (vorher waren sie Arianer) und durch die Bekehrung der Angelsachsen. Unter Gregor wurde das mittelalterliche Europa tatsächlich eine religiöse Einheit. Durch das Römische Meßbuch und durch den kirchlichen Gesang (Gregorianischer Choral) gab Gregor der abendländischen Kirche auch völlig einheitliche Formen des Gottesdienstes.

„Überschaut man das, was Gregor auf den verschiedensten Gebieten geleistet hat, und zwar geleistet unter denkbar schwierigsten Verhältnissen, so ist der Eindruck überwältigend ... Durch seine Persönlichkeit und sein vielseitiges grundlegendes Wirken hat Gregor der Große das Papsttum zu

einer Bedeutung emporgeführt, die unverlierbar war. Er hat ihm die Bahn gewiesen, die es auf die Höhen seiner mittelalterlichen Stellung emportrug“ (Fr. X. Seppelt, Das Papsttum im frühen Mittelalter, Leipzig 1934, S. 39/40).

Als Papst Leo III. am Weihnachtsfeste des Jahres 800 in der Peterskirche zu Rom dem Frankenkönig Karl die Kaiserkrone aufsetzt, knüpft er bewußt an die rechtlichen Formen an, wie sie in Byzanz seit Konstantin herkömmlich waren. Diese Wiederaufnahme der weströmischen Kaiserwürde ist die politische Folgerung aus der seit dem Wirken Gregors des Großen gegebenen religiösen Einheit West- und Mitteleuropas. Der Kaiser soll Schutzherr der Kirche sein, die Kirche das Leben der Menschen in seinem Machtbereich gestalten.

Dieses Nebeneinander zweier Gewalten knüpft an Augustins Gedanken über die „civitas terrena“ und die „civitas Dei“ an (dies Werk Augustins war Karls des Großen Lieblingslektüre). Als ein Faktor des Fortschritts erweist sich das Nebeneinander von Kaisertum und Papsttum, solange beide Gewalten gemeinsam an den großen Aufgaben des Wiederaufbaus arbeiten, die nach den Zerstörungen der Völkerwanderung gegeben sind. Zur krisenhaften Hemmung wird dieses Nebeneinander, als beide Gewalten in Konflikt geraten.

## 2. Beim Wiederaufbau Europas

Der Wiederaufbau der durch die Völkerwanderung verwüsteten Länder West- und Südeuropas, die Aufschließung des im fünften Jahrhundert zum größten Teil noch mit Wäldern bedeckten Deutschlands dürfen als Großtaten bezeichnet werden. Die Bauernvölker des Nordens, Franken und Sachsen, Thüringer, Baiern und Schwaben, Goten und Langobarden, haben diese gewaltige Arbeit geleistet. Die rohen Methoden der Landwirtschaft, deren sich diese Völker seit etwa drei Jahrzehnten, seit dem Ende der jüngeren Steinzeit, bedienten, konnten so großen Aufgaben freilich nicht genügen. Die Kirche und insbesondere die nach der Regel Benedikts organisierten Klöster haben hier entscheidende Anregungen für die Verbesserung der Methoden und Leistungen auf allen Gebieten gegeben.

#### a) Ackerbau und Gartenbau

„Durch ihren Grundbesitz wurden die Klöster, deren es zu Ottos I. Zeit“ (um 950) „bereits über 300 in Deutschland gab, die Hauptförderer der deutschen Wirtschaft. Sie waren in einer Epoche weit überwiegender Naturalwirtschaft auch schon im Besitze von beträchtlichen Geldsummen, die ihnen ... die Errichtung kostspieliger wirtschaftlicher Anlagen erlaubten“ (Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur, Leipzig 1929, S. 86).

„Zunächst ist ihnen die Rodung ... zu einem guten Teil zu danken ... Ins Großartige gingen in späterer Zeit ... die Leistungen zweier Orden, der Prämonstratenser und namentlich der Zisterzienser ... Der letzteren Regel – der Orden war schon 1098 in sumpfiger Waldgegend gegründet worden, und in ähnlichen Gegenden errichtete er, vielleicht aus asketischen Motiven, die meisten seiner weiteren Klöster – schrieb den Unterhalt von der Hände Arbeit vor und war recht eigentlich auf ein landwirtschaftliches Arbeitsleben als auf das ursprüngliche und neben dem Gebetsleben allein berechnete zugeschnitten“ (a. a. O., S. 87).

„Zu den wirtschaftlichen Verdiensten der Mönche gehören auch die um den Gartenbau und den Weinbau. Rose und Lilie, einst vom Orient in die Mittelmeerwelt gedungen, und andere Blumen brachten sie zunächst als Heilkräuter in die Gärten; die Obstkultur wurde gerade durch sie gehoben. Ähnlich vervollkommneten sie den Gemüsebau. Der Kohl, im späteren Mittelalter allgemein gebaut und genossen, ist zunächst durch die Klostersgärten aus Italien eingeführt worden; Salatpflanzen, vor allem Lattich, wurden nach römischem Muster zuerst in den Klöstern gezogen ... Endlich ist durch sie die römische Fischzucht, die Teichwirtschaft, übertragen worden“ (a. a. O., S. 88).

#### b) Architektur, Plastik, Malerei

Die Kirche war der größte Bauherr des Mittelalters. Sie mußte daher die Bautechnik, die in dem Gebiete des heutigen Deutschlands seit der Römerzeit über den Holzbau nicht weit hinausgekommen war, entwickeln. „Wieder setzten die Mönche hier antike Traditionen fort; das Kloster Lorch z. B. wurde, wie in den Quellen besonders hervorgehoben wird, nach antiker Sitte und in Nachahmung der Alten errichtet; ja, sie haben ihre Kenntnisse zum Teil unmittelbar aus den antiken Autoren, aus Vitruv und Vegetius, geschöpft. Die Mönche verstanden sich ferner auf den Befestigungsbau und ... auf den Brückenbau, der von kirchlicher Seite als besonders verdienstlich hingestellt wurde“ (a. a. O., S. 88).

Von handwerklichen Künsten wurden Weberei und Stickerie, Elfenbeinschnitzerei und Goldschmiedekunst gepflegt und gefördert. Die Plastik hatte kirchliche Geräte – Taufbecken und Grabplatten, aber auch den Schmuck der Kirchenportale – zum Gegenstand. Die Malerei füllte die Wände der Kirchen mit Heiligenfiguren. Die Buchmalerei ließ sich den künstlerischen Schmuck der Handschriften, besonders der Anfangsbuchstaben (Initialen), angelegen sein.

Über den Bischof Bernward von Hildesheim († 1022) berichtet sein Biograph Tankmar: „Obgleich sein Geist von lebhaftem Feuer für jede höhere Wissenschaft entzündet war, verwandte er nichtsdestoweniger doch auch Fleiß auf die leichteren Künste, welche wir die Mechanik nennen. Im Schreiben glänzte

er besonders hervor, die Malerei übte er mit Feinheit; er war ausgezeichnet in der Kunst, Metalle zu bearbeiten, edle Steine zu fassen und in jeglicher Technik, was auch nochmals durch viele prächtige Gebäude, welche er errichtete, zutage kam.“

#### c) Wissenschaft und Unterricht

Literarische Bildung war bei den germanischen Stämmen verachtet. Noch der sächsische König Heinrich († 936) verbietet, daß sein Sohn Otto lesen und schreiben lerne, weil durch diese Kunst die höchste Tugend des Mannes, die Einfalt (d. h. die Übereinstimmung mit sich selbst), gefährdet werde. Selbst der berühmte Dichter Wolfram von Eschenbach rühmt sich, daß er nicht lesen und schreiben könne.

Wissenschaft und Unterricht sind zunächst völlig Angelegenheit der Geistlichen und der Frauen. Schulen richten zuerst die Klöster ein; seit Karl dem Großen treten daneben in steigender Zahl Dom- und Pfarrschulen. Der Wissensstoff wird geordnet nach den „Sieben freien Künsten“. Auch dieses Schema ist aus der Antike übernommen. Nach dem Neuplatoniker Martianus Capella (um 400) umfassen sie: Grammatik, Rhetorik und Dialektik als Unterstufe („Trivium“, Trivialschulen), ferner Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik als Oberstufe („Quadrivium“). Auf dieser Grundlage entwickeln die großen Orden, insbesondere im 13. Jahrhundert Dominikaner und Franziskaner, auch ihre wissenschaftliche Arbeit. Die „studia singularia“ (Einzelwissenschaften) werden zusammengefaßt zum „studium generale“ (Gesamtstudium), für das sich seit dem 13. Jahrhundert die Bezeichnung „universitas litterarum“ (Gesamtheit der Wissenschaften) durchsetzt. Paris, Bologna und Köln sind die ersten „Universitäten“.

Die Lage ändert sich erst vom 14. Jahrhundert an; das Wachsen der Städte, die Erfordernisse der bürgerlichen Berufe machen nunmehr eine Verbreiterung des Unterrichtswesens notwendig. Zu den Kloster- und Bischofsschulen treten in steigendem Maße städtische Schulen. Einen entscheidenden Fortschritt auf diesem Gebiet hat dann die Reformation bewirkt.

Von weittragender Bedeutung für die spätere Entwicklung ist die Schreibe der Mönche geworden. Zuerst in Irland, später in England und nach dem Beispiel der Angelsachsen im fränkischen Reiche von Karl dem Großen an ist die Herstellung handschriftlicher Bücher gepflegt worden. Diese durch Generationen fortgeführte fleißige Arbeit hat uns einen wesentlichen Teil des literarischen Erbes der Antike erhalten, der sonst verlorengegangen wäre, da ja die Bibliotheken des Altertums in den Stürmen der Völkerwanderung zugrunde gegangen sind.

„Man darf nicht vergessen, daß der abendländische Mensch nach dem Zusammenbruch der Antike erst wieder durch die mönchische und geistliche Schule gehen mußte, um sich für eine freiere und fortschreitende geistige Arbeit vorzubereiten.



Die karolingischen Mönche boten hierzu, ohne es zu ahnen, durch ihren unermüdbaren Fleiß im Abschreiben heidnischer und christlicher Autoren aus der römischen Antike späteren Geschlechtern einen starken Anreiz und wichtige Hilfsmittel. Der Humanismus mit all seinen Auswirkungen auf das Geistesleben ist ohne die schreibende und kritische Tätigkeit des achten und neunten Jahrhunderts kaum denkbar, da die weit- aus überwiegende Mehrzahl der noch erhaltenen römischen klassischen Werke auf karolingische Handschriften zurück- geht“ (Bühler, a. a. O., S. 255).

### 3. Gründung des Deutschen Reiches

Das Königtum und Kaisertum der fränkischen Karolinger ist die erste Form der Zusammenarbeit zwischen Staat und Kirche im Bereiche des Abendlandes. Sie stellt für zwei Jahrhunderte die Ordnung in diesem Raum, der sich zunächst auf Frank- reich, Italien und Deutschland bis zur Elbe und Donau be- schränkt, sicher.

#### a) Das heilige Reich

Nach dem Zerfall des Karolingerreiches wird eine gleich- wertige Lösung gefunden in den durch die Ungarn bedrohten Ostgebieten des bisherigen Karolingerreiches durch ein Bünd- nis zwischen der Kirche und dem dort erwählten König. Dieses Bündnis ist bedingt durch die damalige ökonomische und poli- tische Lage in den östlichen Gebieten des zerfallenden Karo- linger-Staates. Diese Gebiete sind außerordentlich dünn be- siedelt; für den Ackerbau erschlossen sind im wesentlichen nur die Flußtäler. Verglichen mit der Wirtschaft Italiens und selbst Frankreichs im gleichen Zeitraum, muß der ökonomische Zustand dieser Ostgebiete als rückständig bezeichnet werden. Durch die Plünderungszüge der Ungarn werden nun oben- drein weite Flächen verheert; es besteht die Gefahr, daß von großen Teilen des Landes nichts übrigbleibt als Wüste und Urwald.

Das zur Rettung der Heimat geschlossene Bündnis der stärk- sten gesellschaftlichen Kräfte, des Königtums und des Epis- kopats, bewährt sich tatsächlich während der Jahre 919 bis 1076, also in der Regierungszeit der Kaiser aus dem sächsischen und der ersten Herrscher aus dem salischen Hause. Das Er- gebnis dieses Bündnisses ist die Entstehung des deutschen Königreiches und des deutschen Volkes.

Ausgestaltet und gefestigt wird dieses Bündnis unter Otto I. (936–973), der sich bei seinen Kämpfen mit den Herzögen in erster Linie auf die Bischöfe stützt. 962 läßt sich Otto in Rom als Kaiser krönen; seitdem wird die Verbindung der deutschen Königswürde mit der römischen Kaiserwürde Tradition. Bis- tümern und Abteien wird durch Otto die königliche „Immu- nität“ verliehen, d. h. sie sind jeder anderen weltlichen Auto- rität entzogen, ohne Zustimmung des Königs dürfen ihre Län-

dereien nicht als Lehen vergeben werden. Den Bischöfen und Päpsten wird in wachsendem Maße Anteil an der weltlichen Regierung eingeräumt, Zoll- und Marktrecht werden ihnen verliehen, ja in vielen Fällen werden sie mit der Grafen- gewalt ausgestattet. Im Jahre 1073 – zwei Jahre vor Ausbruch des Investiturstreites – sind 53 Grafschaften in den Händen von Klerikern.

Für den Klerus war das Bündnis mit der Krone die sicherste Garantie der kirchlichen Freiheit. Dieses Bündnis hatte auch die Billigung der Päpste; 921 erklärte Papst Johann X., daß nach dem alten Brauch der Kirche allein der König das Recht habe, Bischöfe zu ernennen. – Für den Kaiser sicherte dieses Bündnis einmal die Erblichkeit der Krone. Von 919 bis 1076 war Deutschland tatsächlich eine Erbmonarchie; die Bestäti- gung des als Nachfolger designierten Königs durch die Für- sten war nicht mehr als eine Formsache. Weiter sicherte dieses Bündnis den Frieden und die Stetigkeit der Verwaltung im Innern. Auch das Rückgrat der kaiserlichen Heere bildeten die von Abteien und Bistümern gestellten Streitkräfte; sie machten z. B. im Jahre 981 bei dem italienischen Feldzug Ottos II. vier Fünftel des kaiserlichen Heeres aus.

#### b) Gemeinschaftsbewußtsein der Deutschen

Für das Erwachen eines Gemeinschaftsbewußtseins der deut- schen Stämme hat dieses Bündnis zwischen Kaiser und Kirche größte Bedeutung erlangt. „Indem die großen Bischöfe der sächsischen Zeit im Dienste des Christentums oder des Königs durch das Land zogen, legten sie die landschaftlichen Grenzen nieder, besonders die Grenzen zwischen Süddeutschland und dem sächsischen Norden, und trugen so in hohem Maße zur Festigung der deutschen Einheit bei“ (Barraclough, Die mittel- alterlichen Grundlagen des modernen Deutschlands, Weimar 1953, S. 32).

„Gleichzeitig wurden neue Schulen wie die Klosterschule von St. Emmeran in Regensburg und die Domschule in Bam- berg zu verbindenden Gliedern zwischen Nord und Süd, da sie den Nachwuchs sammelten und ihre Bildung über alle Gegen- den Deutschlands verbreiteten“ (a. a. O., S. 67). „Mit dem Fort- schreiten des elften Jahrhunderts traten die landschaftlichen Verschiedenheiten allmählich in den Hintergrund, und nun wurde der gemeinsame Name für das deutsche Volk, Teuto- nici, rasch üblich“ (a. a. O., S. 68).

Die Fortschritte, die unter den sächsischen Kaisern (919 bis 1024) erzielt wurden, festigten auch das Ansehen des Landes nach außen: „Verglichen mit Frankreich war Deutschland ein einheitliches Land, zusammengehalten von großen und dauer- haften Traditionen und regiert von energischen, klugen Herr- schern, die sich als fähig erwiesen hatten, der Auflösung der Gesellschaft, welche die räuberischen Einfälle von Norden und Osten her begleitete, entgegenzutreten“ (a. a. O., S. 64).

Während Deutschland die Ungarn abwehrte, mußte Frankreich 911 den Wikingern die Normandie einräumen, 1066 eroberten die Normannen von dort aus England, und seit 1042 setzten sie sich in Süditalien (Apulien) fest. Die Schwäche der anderen europäischen Länder und die Verbindung des deutschen Königtums mit der Kaiserwürde seit 962 hatten zur Folge, daß die an Deutschland angrenzenden Gebiete im Laufe des 10. und 11. Jahrhunderts die Oberhoheit des Kaisers anerkannten: Burgund, die Lombardei, Rom, einige der slawischen Völker im Osten. — „Rom, die Lombardei, Deutschland und Burgund waren zu einem einzigen Reich, dem Imperium Romanum, verschmolzen, und der König, der in Deutschland auf dem Throne folgte, war auch der erbliche Herrscher im gesamten Römischen Reich“ (a. a. O., S. 66).

#### 4. Die Frau im Mittelalter

Als Zeugen für den positiven Einfluß, den im Mittelalter das Christentum auf die gesellschaftlichen Verhältnisse ausgeübt hat, führen wir im besonderen die Frauen an.

„Bei den Römern und Germanen hatten sich die Frauen bereits größerer Freiheit und Achtung erfreut als bei zahlreichen orientalischen Völkern. Das Christentum und die Kirche erkannten, anders als der Islam, der Frau eine unsterbliche Seele zu, rechneten sie so gut wie den Mann zum ‚mystischen Leib Christi‘, ließen sie mit Ausnahme der Prieserweihe aller Sakramente und Segnungen teilhaftig werden, verehrten Frauen als Heilige und die Mutter Christi als eine Art Zwischenwesen zwischen Gottheit und Menschheit; und wenn eine ungewöhnliche Frau, wie etwa Hildegard von Bingen, die gefeierte Zeitgenossin Berhards von Clairvaux und Barbarossas, oder die heilige Katharina von Siena († 1380), ihre Stimme in der Öffentlichkeit erhob und geistige und weltliche Fürsten, selbst Päpste, ermahnte, ward ihr nicht Schweigen geboten, weil sie ja nur eine Frau wäre, sondern man hörte auf sie wie auf Gottes Stimme. Auch Frauen, die sich durch Gelehrsamkeit oder als Dichterinnen auszeichneten, wurden bewundert. Viele Aufzeichnungen lassen erkennen, daß die Gemahlin und die Mutter in der Familie oft gebührend geehrt und geliebt wurden; und die Nonnen waren durch weltliches und kirchliches Recht als geistliche Personen geschützt und geachtet“ (Bühler, Kultur des Mittelalters, S. 302–303).

Um dieses Urteil zu bestätigen, nennen wir einige Namen: Aus dem sächsischen Kaiserhause haben die Königinnen Mathilde († 968) und Adelheid († 999) hohe Verdienste um die Entwicklung des Reiches und im besonderen um die Entwicklung des Bildungswesens. Eine Kronzeugin für die Fortschritte der Bildung unter den deutschen Frauen ist Roswitha von Gandersheim († 1001), die in einem der von Mathilde gegründeten Klöster ihre Erziehung empfing. Sie ist die erste deutsche Dichterin; unter ihren Legenden findet sich die Geschichte von

Theophilus, der erste Vorläufer der Faust-Sage. Hildegard von Bingen († 1179) ist als Gründerin eines Klosters, als Kämpferin gegen die Entartung der Geistlichkeit, als Naturforscherin und Ärztin berühmt geworden.

In dem von politischen und gesellschaftlichen Gegensätzen erfüllten 13. Jahrhundert hat eine Reihe von Frauen als Vorbild christlicher Nächstenliebe unvergänglichen Ruhm gewonnen: Elisabeth von Thüringen († 1231) und Hedwig von Liegnitz († 1243) sind die bekanntesten unter ihnen. Insbesondere Elisabeth zeigt, daß Frauen, die sich um die Nachfolge Christi bemühen, die Vorurteile ihres Standes überwinden und ohne Rücksicht auf das eigene Wohlergehen die Forderungen ihrer Zeit zu erfüllen suchen. Franziskus von Assisi sendet Elisabeth von Thüringen seinen Bettlermantel als Zeichen dafür, daß sie die gleiche Aufgabe erkannt und in Angriff genommen hat wie er: die Reichen vor dem Verderben der Seele und die Armen vor Hunger und Elend zu retten.

Wenn das deutsche Volk die Stürme des Mittelalters überdauert hat, wenn es in den Orkanen von Wildheit, Grausamkeit und Massenwahn nicht untergegangen ist, die sich in diesem Jahrtausend entladen haben, so verdankt es das in erster Linie der Geduld, dem Glauben und der Liebe der Frauen, die in der Nachfolge Jesu Christi mit Mut, Selbstlosigkeit und Gottvertrauen sich den Aufgaben ihrer Zeit gestellt haben. Ein Sinnbild dafür ist jener Vorfall aus den Kämpfen zwischen Stauern und Welfen, den uns die Paderborner Jahrbücher berichten: Als die Burg Weinsberg vor dem Stauferkönig Konrad III. kapitulieren muß, erhalten nur die Frauen freien Abzug, mit der Maßgabe, daß sie soviel mitnehmen dürfen, wie sie tragen können; die Männer sollen wegen des langen Widerstandes dem Schwerte verfallen. Die Frauen aber nehmen nichts von ihrer Habe mit, sondern tragen ihre Männer auf dem Rücken fort; König Konrad läßt diese fromme List gewähren. So wie in Weinsberg haben die Frauen des Mittelalters das Leben ihres Volkes durch Jahrhunderte grimmiger und oft sinnloser Männerkämpfe hindurchgerettet.

## II. Krise des Abendlandes

Die Krise der mittelalterlichen Ordnung, die sich im 11. Jahrhundert ankündigt und vom 13. Jahrhundert an zu fortschreitendem Zerfall führt, hat ökonomische, politische und kulturelle Ursachen.

Ökonomisch verändern sich die Fundamente des Abendlandes, da die Bevölkerung anwächst, seitdem die Gefahr feindlicher Einfälle gebannt ist. Während in karolingischer Zeit allein die Flußtäler besiedelt waren, wird jetzt der Ackerboden durch Rodung von Wäldern gewaltig erweitert. Die Städte, deren es in Deutschland um 900 nur etwa 40 gab, wachsen rasch an Zahl und Umfang. Am Ende des Mittelalters

haben etwa 3000 Orte in Deutschland Stadtrecht. Mit dem Wachstum der Städte verbunden ist die Belebung des Handels. Das gemünzte Geld, vorher eine seltene Ware, nimmt an Menge und Schnelligkeit des Umlaufs entsprechend der vom Handwerk erzeugten Warenmenge zu.

In den Städten entstehen plebejische Schichten, die außer ihrer Arbeitskraft nichts besitzen. Die Bauern verarmen unter dem ständig wachsenden Druck der feudalen Ausbeutung. Von diesen Massen der Bedrückten gehen starke Bewegungen aus. Unter dem Zeichen der Volksbewegung, die ihren Mittelpunkt in dem burgundischen Kloster Cluny hat, entsteht der Konflikt zwischen Kaiser und Papst. Beide verlieren in diesem Konflikt ihre bisherige Stellung; Gewinner sind die territorialen Mächte.

In diesen Kämpfen kommt es zu ärgerniserregendem Mißbrauch des Christentums; dieser Mißbrauch erschüttert das Ansehen der Kirche und des Glaubens. Von außen her dringen, vor allem infolge der Kreuzzüge, aus dem Raum des Islams Lehren ein, die die Autorität der Kirche in Frage stellen. In den herrschenden Schichten wächst so der Unglaube; in den breiten Massen des Volkes macht sich das heidnische Erbe geltend durch Erstarken des Aberglaubens.

### 1. Unlösbare Widersprüche

Von den Widersprüchen, an denen die mittelalterliche Ordnung zugrunde geht, ist von besonderer Bedeutung der Widerspruch zwischen Kaisertum und Papsttum. Nicht minder verhängnisvoll aber sind der Mißbrauch des Christentums im Dienste der Machtpolitik und die Entwicklung der Kirche von der einheitlichen Trägerin des religiösen Lebens zur ersten Kapitalmacht.

#### a) Kaiser und Papst

Das Bündnis zwischen dem Papst und dem fränkischen, später dem deutschen König hatte sich bewährt in den Zeiten der Not, da das Papsttum des Schutzes bedurfte gegen die Ansprüche des oströmischen Imperiums und die Gewalt der römischen Stadtparteien, in der Zeit, da das Kaisertum der moralischen Hilfe bedurfte bei der Abwehr der Ungarngefahr und bei der Festigung des neuen Reiches.

Der Konflikt zwischen Kaiser und Papst ergibt sich mit Notwendigkeit, weil die Kaiser auf die innere Ordnung der Kirche Einfluß nehmen, nachdem die Bischöfe Reichsfürsten und damit Vasallen des Kaisers geworden sind. Karl der Große und Otto der Große hatten mit gleicher Selbstverständlichkeit in innerkirchliche Verhältnisse eingegriffen wie vorher die byzantinischen Kaiser seit Konstantin. Aber schon Papst Nikolaus I. (858–867) verwirft jeden Eingriff der Fürsten in die kirchliche Sphäre und verlangt im Gegenteil, daß die weltlichen Fürsten dem Worte des Papstes auch in politischen Angelegenheiten folgen (Hauck, Kirchengeschichte, II, 552 f g).

Gregor VII. (1073–1085) nimmt diesen Anspruch wieder auf und stützt sich auf die große, von dem französischen Kloster Cluny ausgehende Reformbewegung, die eine völlige Befreiung der Kirche von weltlichen Einflüssen erstrebt. Gregor verbietet 1075 die Investitur, d. h. die Übertragung kirchlicher Würden durch Laien. Die Folge ist der „Investitur-Streit“ (1075–1122), der das zwischen Königtum und Kirche geschlossene Bündnis zerstört. An seine Stelle tritt das gegen den Kaiser gerichtete Bündnis zwischen dem Papsttum und den deutschen Territorialfürsten.

Unter den Staufern (1138–1254), die vorübergehend die kaiserliche Autorität wiederherstellen, kommt es erneut zum Konflikt. Papst Innozenz III. (1198–1216) entscheidet den Streit um die deutsche Krone; der von ihm aufgestellte Friedrich II. wird König und Kaiser. Aber auch Friedrich gerät aufs neue in Konflikt mit dem Papst. Dieser Konflikt endet mit der Vernichtung des stauferischen Hauses.

Mit der Autorität des Kaisers zerbricht aber auch die des Papstes. Der französische König zwingt den Papst, seinen Sitz von Rom nach Avignon (Südfrankreich) zu verlegen (1309 bis 1377). Das bis dahin unter der Polarität von Kaiser und Papst einheitlich geordnete Abendland löst sich auf in eine Vielzahl von Territorialstaaten.

#### b) Christentum und Machtpolitik

Der Mißbrauch des Christentums zu machtpolitischen und selbstsüchtigen Zwecken nimmt bei den Auseinandersetzungen zwischen Kaiser und Papst einen Umfang an, der die ganze Christenheit skandalisiert. Die Parteigänger beider Seiten schmähen einander, sprechen dem Gegner das Christentum ab, verhängen über ganze Gebiete das Interdikt (Verbot des Gottesdienstes) und rotten einander erbarmungslos, mit der größten Grausamkeit aus.

Noch krasser tritt dieser Gegensatz zwischen Lehre und Leben hervor bei den militärischen Unternehmungen, die mit religiösen Gründen gerechtfertigt und von christlichen Predigern propagiert werden. Die „Kreuzzüge“ beginnen am Ende des 11. Jahrhunderts (erster Kreuzzug 1096–99), sie haben rein machtpolitische Ziele, werden aber mit religiösen Gründen gerechtfertigt. Das „Abendland“ setzt sich im Rahmen dieser vorgeblich religiösen Unternehmungen machtpolitisch mit dem Morgenland auseinander: 1204 wird Konstantinopel von den Kreuzrittern erobert, an der Levanteküste werden Feudalstaaten gegründet, die sich allerdings auf die Dauer nicht halten können.

Das Kreuz wird aber nicht nur zur „Befreiung des heiligen Grabes“ gepredigt, sondern auch zur Erweiterung der Macht der deutschen Feudalherren in Osteuropa, insbesondere zur Eroberung Preußens durch den Deutsch-Ritterorden (ab 1230), ferner zur Ausrottung der Albigenser, Stedinger und anderer

„Ketzer“. Die zügellose, heidnisch wilde Grausamkeit, die sich bei diesen Unternehmungen austobt, zeigt mit schrecklicher Deutlichkeit, daß Wort und Tat hier in einen unlösbaren Widerspruch geraten sind.

Der wachsende Widerspruch zwischen Lehre und Leben wird u. a. auch an der Tatsache erkennbar, daß der Sternenglaube, den das Christentum in jahrhundertlangem Kampf zurückgedrängt und am Ende des 11. Jahrhunderts in Europa nahezu zum Verschwinden gebracht hatte, wieder Macht gewinnt. „Mit dem mächtigen Strom orientalischer und griechischer Weisheit, der durch die großartige Übersetzertätigkeit in Spanien und Süditalien sich in die Scholastik ergießt, wird das Abendland auch mit der Astrologie wieder vertraut; Michail Scotus' († 1234), des Hofastrologen Kaiser Friedrichs II. große Naturphilosophie ist von astrologischem Geiste durchdrungen“ (Boll, a. a. O., S. 270).

### c) Die Kirche als Kapitalmacht

Die Entwicklung des kirchlichen Finanzwesens wurde das entscheidende Moment, das alle Stände — Adel und Bürger, Bauern und selbst den Klerus — in Gegensatz zu den von der Leitung der Kirche angewandten Methoden brachte.

Die Finanzierung der Kirche beruhte im Anfang des Mittelalters, wie das gesamte ökonomische Leben Europas, auf der Naturalwirtschaft und war daher örtlich gebunden. Jede Pfarrei hatte Grundbesitz, jedes Kloster und jeder Bischof verfügte über Liegenschaften. Die Einkünfte des päpstlichen Haushalts gründeten sich auf das „Patrimonium Petri“, den päpstlichen Grundbesitz um Rom, der dann zum Kirchenstaat erweitert wurde. Diese Einkünfte wurden unzureichend, als durch die Auseinandersetzung mit den Kaisern die Päpste unumschränkte Beherrscher der gesamten Kirche des Abendlandes geworden waren.

Das Problem drängte zur Lösung, als mit der Verlegung des päpstlichen Sitzes nach Avignon der Papst von seinen Einnahmequellen im Kirchenstaat abgeschnitten war. Verschiedene Versuche, diese Lücke durch eine irgendwie geartete Besteuerung des Klerus der Gesamtkirche auszufüllen, scheiterten. „Die unvermeidliche Folge dieses Mißlingens war der Versuch, die für die Kurie nötigen Mittel durch den Ausbau des päpstlichen Gebührenwesens aufzubringen. Auf diesem Wege ließ sich ein ständiges, wenn auch nicht ganz gleiches Einkommen von beträchtlicher Höhe erreichen. Aber dadurch wurde das Papsttum auf eine Bahn gedrängt, deren Beschreitung sich bitter an ihm rächen sollte“ (Hauck, V 598).

Eine solche Gebühr war das „servitium“, das seit alter Zeit von den Bischöfen und Päpsten entrichtet wurde, die an der Kurie die Weihe empfangen. Den entscheidenden Schritt tat Papst Urban V. im Jahre 1363, indem er sich die Besetzung

aller Bistümer und Klöster vorbehielt. „Ehe das Jahrhundert abgelaufen war, war es anerkanntes Recht, daß, wenn die Kurie nicht selbst über die Bistümer verfügte, die päpstliche Bestätigung der Wahlen erforderlich sei. Damit war die Allgemeinheit der Servitienzahlung gesichert“ (Hauck, V 607).

Eine zweite Gruppe von Gebühren bildeten die „Annaten“, die von den Inhabern derjenigen niederen Pfründen zu zahlen waren, die von der Kurie direkt oder indirekt vergeben wurden.

Diese ordentlichen Einkünfte wurden ergänzt durch außerordentliche, vor allem die päpstlichen „Zehnten“, die zur Finanzierung der Kreuzzüge und zur Verteidigung des Kirchenstaates ausgeschrieben wurden. „Der Zehnte war eine Ertragssteuer, die den gesamten Klerus, einschließlich der Orden, traf... Der deutsche Zehnt wird auf etwa 300 000 Gulden zu schätzen sein, der der abendländischen Kirche auf das Vier- bis Fünffache dieser Summe“ (Hauck, V 627).

Eine außerordentliche Einnahmequelle, die in der Folgezeit von größter Bedeutung werden sollte, waren die Ablässe. Die neu aufkommende theologische Vorstellung, daß die von Gott verhängten zeitlichen Sündenstrafen einschließlich der Strafe im Fegefeuer zur Pönitentz (d. h. der öffentlichen Sündern auferlegten Bußstrafe) gehörten, führte zu dem volkstümlichen Mißverständnis, der Ablass sei Vergebung der Sünden. Schon im 13. Jahrhundert mußte dieser Irrtum abgewehrt werden. Infolge der päpstlichen Kreuzzugs-Ablässe verbreitete sich das Ablasswesen über ganz Europa.

Durch die Entwicklung eines so umfassenden Abgabewesens sammelte die Kirche erhebliche Rücklagen, die schon beim Tode Papst Clemens V. (1334) über eine Million Gulden betrug. Die Kirche wurde die erste Kapitalmacht, ihre Erfahrungen wiesen der ganzen Kapitalbildung in Europa die Richtung. — Dieser Widerspruch zu der Lehre Jesu, der vor den Gefahren der Mammons so eindringlich gewarnt hatte, bot den Kritikern der Kirche reichen Stoff. Wiclif, Hus und Luther setzten gerade an diesem Punkte wirkungsvoll an.

## 2. Der Weg der Askese

Die Klöster nach der Regel Benedikts von Nursia hatten, wie wir sahen, beim Aufstieg des Abendlandes eine bedeutende Rolle gespielt. Schon im 6. Jahrhundert entfaltet sich im fränkischen Reiche das Klosterwesen zu reicher Blüte. Das Werk dieser Mönche ist auch die Bekehrung der bis dahin noch heidnischen Alemannen (Schwaben) und Baiern. Ordensmann ist ebenfalls der Angelsachse Wynfrith († 754), der unter dem Namen Bonifatius Hessen und Thüringen bekehrt, die fränkische Kirche reformiert und die Grundlagen für die Entwicklung des Christentums in den deutschen Landen geschaffen hat.

Bonifatius darf nicht nur vom christlichen, sondern auch vom nationalen Standpunkt aus als ein Mann des Fortschritts bezeichnet werden. „Er war ein gerader und braver Mann, der bei seiner Arbeit nicht sich suchte, sondern dem es auf die Sache ankam, der er diente. Dem, was er für seine Pflicht hielt, ging er nie aus dem Wege, auch wenn er eigenen Wünschen deshalb entsagen mußte. Stets entsprach sein Verhalten seinen Überzeugungen; man kann die letzteren tadeln; aber man kann in seinem ganzen Leben nicht eine einzige Handlung entdecken, bei der er seine Grundsätze dem Erfolg geopfert hätte... So treu wie den Freunden war er auch dem Vaterland. „Ich freue mich“, schreibt er nach jahrzehntelanger Trennung, „an den Vorzügen und dem Lobe meines Volkes, über seine Sünden und Schanden bin ich bekümmert und betrübt“ (Hauck, I 551).

Karl der Große stellte den Klöstern neue, bedeutsame Aufgaben. „Als naturgemäße Orte für Schulen erschienen ihm die Klöster und Domstifter. Demnach verfügte er..., daß an allen Kathedral-Kirchen und in allen Klöstern regelmäßig Unterricht erteilt werde“ (Hauck, II 193). So ist das gesamte Bildungswesen des Früh- und Hochmittelalters von den Klöstern aus gelenkt worden.

#### a) Cluniazenser

Die ökonomischen Fortschritte, die bis zum 11. Jahrhundert durch die rasche Rodung der Wälder, die Entwicklung der Landwirtschaft, die Vermehrung der Bevölkerung, das Anwachsen der Städte und des Handels erreicht waren, führen vom 10. Jahrhundert an zu Volksbewegungen, die sich auch in der Entwicklung der Klöster widerspiegeln.

Die Benediktinerklöster in Deutschland nahmen bis dahin in der Regel nur Freigeborene als Mitglieder auf und wählten ihre Äbte aus den vornehmen Geschlechtern (Hauck, IV 331). „Für den Zusammenschluß von Benediktiner-Klöstern zu einer dauernden Vereinigung fehlte jeder Anhaltspunkt in der Regel“ (a. a. O., IV, 333).

Von dem Kloster Cluny im Herzogtum Burgund, 910 gestiftet, und von der 933 erneuerten Abtei Gorze in Lothringen geht die erste Welle klösterlicher Erneuerung aus. Die Reformbewegung fordert Rückkehr zur Regel Benedikts – die gewohnheitsrechtlich inzwischen stark aufgelockert war – und Befreiung der Klöster von der Herrschaft der Laien. Die von Cluny aus neu gegründeten und die nach dem Vorbild Clunys reformierten Klöster schließen sich zu einer Vereinigung zusammen, die der Abt von Cluny fast unumschränkt beherrscht. Diese gewaltige ökonomische, politische und geistliche Macht beeinflusst das Handeln der Kaiser wie der Päpste.

#### b) Zisterzienser und Prämonstratenser

Die zweite Welle der klösterlichen Reform folgt im 12., die dritte im 13. Jahrhundert. Die zweite Welle wird ausgelöst durch die Massenbewegung der „pauperes Christi“ in Frankreich. „Sie bringen die Losung der Nachahmung Christi auf die schärfste Formel: Nackend dem nackten Christus im Kreuze folgen. Das war auch das Ideal Norberts, solange er noch als Prediger durch Frankreich zog: Dem nackten Kreuz muß man völlig nackt folgen“ (Werner, Pauperes Christi, Leipzig 1956, S. 19). Norbert wurde Stifter des Ordens der Prämonstratenser.

Zeitlich voran ging die Gründung des Zisterzienser-Ordens, dessen Mutter-Kloster Citeaux, südlich Dijon im Herzogtum Burgund, 1098 gegründet wurde. 1118 formulieren die Vertreter der von Citeaux aus entwickelten Klöster die „Charta caritatis“, nach der jedes Mutter-Kloster Recht und Pflicht zur Visitation der von ihm gegründeten Tochter-Klöster hat. Die Zisterzienser-Klöster bilden also eine ähnlich feste Gemeinschaft wie vordem die von Cluny aus beherrschten.

Das Kloster Prémontré, nördlich von Soissons, wird 1121 gegründet. Die Prämonstratenser sind ähnlich organisiert wie die Zisterzienser, fügen aber als neue Aufgabe des Ordens neben Gebet und Arbeit die Predigt hinzu.

Für Deutschland, insbesondere auch für das heutige Gebiet der DDR, sind diese beiden Ordensgründungen von großer Bedeutung geworden. Von den Zisterziensern gegründet wurden: 1132 Schulpforta, 1163 Altenzelle, 1165 Dobrilugk, 1171 Doberan und Zinna, 1183 Lehnin, 1199 Eldena (bei Greifswald), 1235 Grünhain, 1275 Chorin; Gründungen der Prämonstratenser sind Brode (Mecklenburg) und Grobe auf Usedom.

Der dritte Reform-Orden des 12. Jahrhunderts ist der der Augustiner. Die Augustiner-Chorherren sind ursprünglich gedacht als eine Zusammenfassung der Weltgeistlichen nach Art der Ordensmänner; da dieser Gedanke sich nicht durchsetzt, bilden die Augustiner einen eigenen Orden. Martin Luther war vom 17. Juli 1505 bis zum 9. Oktober 1524 Augustiner.

#### c) Franziskaner und Dominikaner

Noch bedeutsamer und folgenreicher wird die Gründung der Bettelorden im 13. Jahrhundert. Aufgabe dieser Orden ist es, Predigt und Seelsorge insbesondere in den Städten zu übernehmen, die seit den Kreuzzügen an Zahl und Umfang erheblich gewachsen sind.

Franziskus von Assisi (eigentlich Giovanni Bernadone, † 1226), Sohn eines reichen Tuchhändlers in Assisi, erkennt am eigenen Erleben die Gefahren des Reichtums wie die Gefahren der hoffnungslosen Armut, die beide den Menschen dem Glauben entfremden. Vorbild und Predigt der „minderen Brüder“ soll diesen Gefahren begegnen; die Menschen sollen wieder das Glück des einfachen Glaubens begreifen und dadurch die ganze Schönheit der von Gott geschaffenen Welt erkennen

lernen. — Der Spanier Dominikus († 1221) erlebt in den Albigenser-Wirren die Notwendigkeit einer volkstümlichen Predigt.

Die von beiden geschaffenen Ordensgründungen haben erheblich dazu beigetragen, die durch die Wandlungen der Zeit erschütterte Kirche zu festigen und ihre Krise aufzuhalten. Beide Orden sind innerhalb Deutschlands — im Gegensatz zu den auf dem Lande wohnenden Benediktinern, Zisterziensern und Prämonstratensern — nur in Städten vertreten. Schon im 13. Jahrhundert gab es kaum eine Stadt in Deutschland, die nicht ein Franziskaner- oder Dominikaner-Kloster hatte.

Die Entwicklung der Klöster geht bei der Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens in Deutschland während des Mittelalters beispielgebend voran. Die deutschen Benediktiner-Klöster, die nur Freie aufnehmen, entsprechen dem Zustand der gesellschaftlichen Ordnung in Deutschland des 10. Jahrhunderts, die sich auf eine Mehrheit von Freien stützt. Die Zisterzienser und Prämonstratenser, bei denen jedes Tochter-Kloster in Abhängigkeit vom Mutter-Kloster steht, so daß alle Klöster dieser Orden einen einheitlichen Zusammenhang, eine Pyramide von Abhängigkeiten bilden, leiten den Prozeß der Feudalisierung des gesellschaftlichen Lebens im 12. Jahrhundert ein. Mit den Franziskanern und Dominikanern schließlich, die von Menschen bürgerlichen Standes gestiftet und gebildet werden und ihr Tätigkeitsfeld auch ausschließlich in den Städten suchen, übernimmt am Ende des 13. und im 14. Jahrhundert in der Entwicklung des Ordenswesens das Bürgertum die Führung, lange ehe es sie auf einem anderen Gebiete des gesellschaftlichen Lebens beanspruchen kann.

Neben der Entwicklung der Predigt, der Krankenpflege und Armenfürsorge haben die Bettelorden für die Entwicklung der Wissenschaft Großartiges geleistet: Albert der Deutsche und Thomas von Aquin waren Dominikaner, Roger Bacon und Bonaventura Franziskaner. — „Das 12. und 13. Jahrhundert bilden die heroische Epoche des mittelalterlichen Mönchtums; ununterbrochen stieg während dieser Zeit die Entwicklung aufwärts: am augenfälligsten tritt das in der alles Frühere überbietenden Vermehrung der klösterlichen Institute an den Tag; dem, der näher zusieht, wird die geistige Arbeit, die sich in der Durchbildung und Umbildung neuer Verfassungsformen bewährte, noch großartiger erscheinen“ (Hauck, IV 415).

### 3. Der Weg der Ketzler

Wir hatten schon bei der Betrachtung der altchristlichen Kirche am Beispiel der Donatisten und Circumcellionen gesehen, daß Bewegungen der Volksmassen zunächst innerhalb der Kirche versuchen zur Geltung zu kommen, dann aber außerhalb der Kirche nach neuen Formen der Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens suchen. Diese notwendige Entwicklung wiederholt sich im Mittelalter vielfach.

Friedrich Engels hat auf die enge Verflechtung von Religion und Gesellschaftsordnung im Mittelalter hingewiesen: „Es ist klar, daß hiermit alle allgemein ausgesprochenen Angriffe auf den Feudalismus, vor allem Angriffe auf die Kirche, alle revolutionären gesellschaftlichen und politischen Doktrinen zugleich und vorwiegend theologische Ketzereien sein mußten. Damit die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse ange-tastet werden konnten, mußte ihnen der Heiligenschein abgestreift werden“ (Der deutsche Bauernkrieg, Neudruck, Berlin 1952, S. 57).

#### a) *Vita communis*

„Omnes etiam, qui credebant, erant pariter, et habebant omnia communia — Alle aber, die glaubten, waren gleich und hatten alles gemeinsam“ (Apg. 2, 44). So lautet die berühmte Stelle über die Urgemeinde zu Jerusalem im lateinischen Text der Vulgata (Übersetzung des griechischen Urtextes durch Hieronymus). Dieses Vorbild steht vielen begeisterten Christen vor Augen, die im 11. und 12. Jahrhundert versuchen, an die Stelle der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse eine „vita communis“, ein gemeinsames Leben zu setzen, in dem alle gleich sein und alles gemeinsam haben sollen.

Solche Erscheinungen gibt es in Deutschland schon während des Investiturstreites im Zusammenhang mit der Predigt der Hirsauer Mönche, die für Papst Gregor und gegen die Priester-Ehe agitieren (1080). „Das Ergebnis des von politischen Momenten bestimmten Vorgehens war die vita communis der Laien ... Die fratres et sorores (Brüder und Schwestern) arbeiteten weiterhin als Bauern, verzichteten aber auf Privatbesitz ... und widmeten sich vor allem der Urbarmachung. Alle so geschaffenen Ackerflächen mit ihrem Zubehör wurden Eigentum der Gemeinde. Äußerlich änderte sich an der Lebensweise der Mitglieder nur wenig, sie blieben verheiratet, legten aber ein Gelübde ab, gemeinsam zu leben, persönlich arm und dem Leiter gehorsam zu sein“ (Werner, Pauperes Christi, S. 92/93).

Gleicher Art sind die Volksbewegungen der pauperes Christi, die Frankreich gegen Ende des 11. Jahrhunderts durchziehen. In den armen, wenig fruchtbaren Waldgebieten der Provinzen Maine und Bretagne bilden Wanderprediger Gemeinden, in denen das Eigentum und die rechtliche Ungleichheit von Mann und Frau aufgehoben sind. Die „Brüder und Schwestern“ leben im Freien unter den härtesten Bedingungen und widmen sich ebenfalls der Rodung des Waldes. — In Frankreich wie vorher in Deutschland gelingt es, diese Volksbewegungen aufzufangen und in klösterliche Gemeinschaften umzuwandeln. „Das echte Erbe der pauperes Christi übernahmen dualistische Ketzler, nicht katholische Klöster“ (Werner, a. a. O., S. 87).

#### b) *Albigenser und Waldenser*

Die Bezeichnung „Ketzler“ geht zurück auf das griechische Wort „katharoi“, d. h. „die Reinen“. Schon der Name deutet

an, daß seine Träger sich rein erhalten wollen von der Befleckung durch die Welt (vgl. Jak. 1, 27: „sich von der Welt unbefleckt halten“). Die Bewegung der Katharer setzt zuerst innerhalb der morgenländischen Kirche ein, vor allem in Bulgarien, und greift im 10. Jahrhundert über Dalmatien auf Italien über. In der Lombardei und Südfrankreich finden sie zahlreiche Anhänger; in Deutschland tauchen einzelne Katharer im 11. Jahrhundert auf, im 13. Jahrhundert nimmt ihre Zahl erheblich zu.

Die Wirkung der Lehre der Katharer in Deutschland schildert Hauck sehr anschaulich: „Was die Deutschen (an der Lehre der Katharer) anzog, ist aus den Aufzeichnungen des Propstes Everwin von Steinfeld, der mit Katharern in Köln im Jahre 1153 vor ihrer Hinrichtung diskutierte, ohne Mühe zu erkennen. Es war zunächst ein religiöses, sagen wir bestimmter, ein asketisches Moment. Im deutschen Volke war das Bild des armen Jesus lebendig, der von den Seinen nichts forderte, als daß sie ihm nachfolgten. Aber wo waren die Nachahmer Christi? Die Hierarchie war zu irdischer Herrschaft geworden, sie suchte nur das, was von dieser Welt ist; die Mönche rühmten sich ihrer Vollkommenheit, aber sie trieben ein trügerisches und für jedes Kind durchsichtiges Spiel mit dem Worte Armut. Weder hier noch dort waren die Nachahmer Christi und der Apostel zu finden. Wenn dagegen im Zwiellicht eines Kellers oder in der dumpfen Verborgenheit einer engen und niedrigen Weberstube einer der wandernden Apostel, der „guten Leute“, wie man sie nannte, im Kreise weniger Frommer lehrte und betete, sah man da nicht einen Nachfolger des Herrn von Angesicht zu Angesicht?“ (Hauck, IV 893).

Diese Darstellung zeigt, daß es nicht nur religiöse, sondern vor allem gesellschaftliche Momente waren, die den Katharern einen ständig wachsenden Anhang verschafften. Gegenüber der verweltlichten Kirche, deren höchste Geistliche zugleich weltliche Fürsten waren, suchten diese einfachen Leute die Armut und Demut der altchristlichen Kirche wiederherzustellen. Die Antwort der herrschenden Klasse war dementsprechend: die Katharer wurden verfolgt nicht nur als Abtrünnige vom rechten Glauben, sondern als Feinde der bestehenden Gesellschaftsordnung. In dieser Verfolgung der Ketzer zeigen die beharrenden Kräfte ihr menschenfeindliches, der Lehre und Nachfolge Christi völlig entfremdetes Wesen.

In Südfrankreich nannte man die Katharer „Albigenser“ (nach der Stadt Albi im Departement Tarn). Gegen diese Albigenser läßt Papst Innozenz III., der gleiche, der den Sturz des Kaisertums der Staufer vorbereitet, das Kreuz predigen. In den Jahren 1209 bis 1244 wird gegen die Albigenser ein Vernichtungsfeldzug durchgeführt, bei dem Zehntausende von Menschen das Leben einbüßen.

Die Auswirkungen der Albigenser-Kriege führen zu Ketzerverfolgungen auch in Deutschland. 1231 ordnet Papst

Gregor IX. eine methodische Aufsuchung der Ketzer an; Kaiser Friedrich II. und die anderen Territorialherren stellen ohne Bedenken ihre Autorität für die Durchführung dieser Maßnahme zur Verfügung. „Die Herätiker-Verfolgung von 1231 war die größte und unheilvollste, die Deutschland bis dahin gesehen hatte... Überall in Deutschland sah man die Scheiterhaufen rauchen, und zahllos waren die Menschen, die oft auf Grund falschen Zeugnisses oder auf bloßen Verdacht hin, ohne ordentliche Untersuchung, hingemordet wurden“ (Hauck, IV 917).

In diese Verfolgung wurden nicht nur die Katharer, sondern auch andere religiöse Geheimbünde einbezogen, von denen die Waldenser der wichtigste waren. Petrus Waldes (um 1177) war ein Kaufmann in Lyon, der, angewidert von dem Treiben der damaligen Gesellschaft, es unternahm, ein Leben der Armut, der Selbstverleugnung und der hingebenden Predigertätigkeit zu führen. Waldes zeigt in seinen Anfängen das gleiche Auftreten wie ein Jahrhundert später Franz von Assisi; auch die Geistlichkeit war seinen Bestrebungen zunächst durchaus nicht abgeneigt. Erst die Weigerung der leitenden kirchlichen Behörden, die Fortsetzung seiner Predigertätigkeit zu genehmigen, zwingt Waldes, seinen Weg außerhalb der Kirche fortzusetzen.

Bei den Waldensern fehlen alle mystischen Anschauungen, die wir bei den Katharern finden, ihre Ziele sind rein gesellschaftliche: durch ein Leben entsprechend der Lehre Christi, ein Leben der Armut, der Arbeit und der Nächstenliebe, wollen sie die wahre Kirche Christi wiederherstellen. Interessant ist, daß die Waldenser sich auf die Bibel als die einzige Autorität berufen und die mündliche Tradition der Kirche verwerfen.

#### c) Patarener und Lollharden

Bereits die Albigenser leisten den gegen sie gesandten Kreuzheeren bewaffneten Widerstand. Im 13. und 14. Jahrhundert wird in mehreren Fällen die Ketzer-Bewegung zum bewaffneten Volksaufstand.

„Patarener“, d. h. Lumpen, nannte man im 11. Jahrhundert die besitzlosen plebejischen Schichten in Mailand. Gregor VII. bedient sich der „Pataria“, um sein Verbot der Priesterehe in Oberitalien durchzusetzen. Besonders aktiv in der Pataria waren die Weber. „Die Weber wurden sehr bald zu den entschiedensten Anhängern der Ketzer, so daß die kirchliche Orthodoxie oft *textores* und *haeretici* gleichsetzte“ (Werner, a. a. O., S. 123).

Im 13. Jahrhundert geht die Bezeichnung „Patarener“ auf die „Apostelbrüder“ über, die Gerardo Segarelli aus dem Dorfe Alzano bei Parma gegründet. Die Apostelbrüder leben in strenger Armut und betrachten alles Eigentum als gemeinsam. Segarelli wird 1300 verbrannt, an seine Stelle tritt der Franziskaner-Bruder Fra Dolcino. Mit seinen Anhängern sucht und

findet er vorübergehend Schutz in Dalmatien. 1304 bricht er mit einer bewaffneten Schar in Italien ein; man hat diesen Zug „die erste kommunistische Erhebung in Europa“ genannt. Dolcino gelingt es, 5000 Bauern um sich zu scharen, die sich in einem Verzweigungskampf bis zum Jahre 1307 in einem Alpentale halten. Dolcino und seine Kampfgefährtin, die ehemalige Nonne Margherita von Trenk, werden verbrannt. Noch im Jahre 1372 aber muß Papst Gregor IX. eine Bulle gegen die Verehrung erlassen, die das Landvolk in Italien den Reliquien Dolcinos und Margheritas zollt.

Einen ähnlichen Vorgang zeigt die Bewegung der Lollharden in England (der Name bedeutet „Betbrüder“). Diese Bewegung findet ihren Höhepunkt 1381 in dem von Wat Tyler geführten Bauernaufstand. Die Aufständischen stürmen den Londoner Tower; nur durch die hinterlistige Ermordung Tylers gelingt es, der Bewegung Herr zu werden.

Ein Bindeglied zwischen Patarenern und Lollharden bilden die Begharden (Bettler), die in den Niederlanden, Frankreich und Deutschland Männer zu gemeinsamem Leben (*vita communis*) zusammenschließen. Besondere Verbreitung gewinnt die Begharden-Bewegung unter den Webern. 1311 werden die Begharden als Ketzer verurteilt und aufgelöst.

#### d) Ketzerverbrennung und Hexenprozesse

Die „Ketzer“ haben der Verfolgung mit einem Heldenmut standgehalten, der durchaus mit dem der Märtyrer verglichen werden kann. So berichtet Caesarius von Heisterbach († 1230) in seinem „*Dialogus miraculorum*“ (Wunderbüchlein) über die am 5. August 1163 in Köln durchgeführte Verbrennung einer Gruppe von Katharern, deren „Meister“ Arnold von Beruf Schmied war: „Die Kölnischen Ketzer wurden aus der Stadt geführt und beim Juden-Kirchhof verbrannt. Als sie schon tüchtig brannten, sahen und hörten viele, wie Arnold seinen halbverbrannten Schülern die Hand aufs Haupt legte und sprach: ‚Seid fest in eurem Glauben, denn heute noch werdet ihr bei Laurentius sein.‘ Und sie hielten ihren Glauben“ (*Dialog. mir.*, V 19).

Auch mit dem Ketzer-Meister Arnold – wie mit Fra Dolcino – wird eine Frau verbrannt, die zu seinen Anhängern gehört und lieber in den Tod geht, als daß sie ihrem Glauben abschwört. Diese Verbrennung von Ketzerinnen bildet das Vorspiel zu den Hexenprozessen, die am Ende des 13. Jahrhunderts in Frankreich – und zwar in Toulouse, dem Brennpunkt der Albigenser-Kriege – ihren Anfang nehmen und im 15. Jahrhundert auf Deutschland übergreifen. Der Hexenwahn geht zweifellos auf altgermanische Vorstellungen zurück und hat mit dem Christentum an sich nichts zu tun. Es bleibt aber eine Schande, daß die Kirche sich diesem heidnischen Unwesen nicht entgegengestellt, sondern es sogar noch in ein System gebracht hat (1489 erscheint der von zwei Dominikanern geschriebene „Hexenhammer“).

Dem Hexenwahn verfallen sind Menschen aller Konfessionen; seine Blütezeit in Deutschland fällt ins 17. Jahrhundert; erst die Aufklärung des 18. Jahrhunderts macht ihm ein Ende. Der Hexenwahn kennzeichnet die letzte Stufe der mittelalterlichen Erschütterung des christlichen Glaubens. Er richtet sich gegen die Frauen, die das ganze Mittelalter hindurch die treuesten Gläubigen der Kirche waren, er entweiht und zerstört zugleich weithin die Familie, deren Heiligung und Festigung Christus selbst den Seinen zur Pflicht gemacht hat.

In einem Falle allerdings ist das Urteil eines Hexenprozesses revidiert worden: Jeanne d'Arc, die Befreierin Frankreichs vom englischen Joch, wurde 1431, im Alter von 19 Jahren, als Ketzerin und Hexe verbrannt; 25 Jahre später, 1456, ist das Urteil aufgehoben worden. In unserem Jahrhundert hat die katholische Kirche Johanna zur Ehre der Altäre erhoben, sie wurde 1908 selig- und 1920 heiliggesprochen. Keine andere Gestalt der europäischen Geschichte ist in allen Sprachen so oft dichterisch verherrlicht worden wie sie; die bekanntesten dieser Dichter sind die Franzosen Pierre Ronsard, Voltaire, Anatole France und Jean Anouilh, die Engländer Shakespeare und Bernard Shaw, die Deutschen Friedrich Schiller und Georg Kaiser. Es ist, als hätten die Dichter Europas den Frauen des Mittelalters in der Gestalt Johannas Genugtuung geben wollen für das Unrecht, das man ihnen angetan hat.

#### 4. Das Ringen um die Reform

Das Ringen um die Reform der Kirche geht durch die ganze Geschichte des Mittelalters. Reform der Kirche, das heißt Bildung neuer Formen, um neuen Aufgaben zu genügen. Reform der Kirche, das bedeutet für das Mittelalter zugleich Reform der Gesellschaftsordnung.

Gregor den Großen dürfen wir den ersten Reformator der Kirche nennen. Indem er die Völker des westlichen Europas – Römer und Langobarden, Franken und Westgoten, Iren und Angelsachsen – in der Gemeinschaft eines Glaubens zusammenschließt, schafft er am Ende des 6. Jahrhunderts die Grundlage für die weitere Entwicklung der abendländischen Kirche. Durch die Gestaltung des Römischen Meßbuchs und des kirchlichen Choralgesangs gibt er den Kultformen eine sichere und doch entwicklungsfähige Einheit.

Diesen religiösen Momenten der Einheit wird durch die Erneuerung des weströmischen Kaisertums im Jahre 800 ein wichtiges politisches Moment hinzugefügt. Die Kaiser als Schirmherren der Kirche fühlen sich nun mitverantwortlich für die Reform der Kirche, für ihre Anpassung an die neuen Aufgaben einer neuen Zeit. Indem Otto I. im 10. Jahrhundert die Bischöfe Deutschlands mit politischen Führungsaufgaben betraut, überträgt er ihnen im Großen die gleiche Verantwortung, die im kleinen Rahmen die Bischöfe der Völkerwanderungszeit gelöst hatten. Kaiser Heinrich III. macht sich



im 11. Jahrhundert zum Sachwalter der von Cluny ausgehenden Reformbewegung, gibt dem Papsttum neues Ansehen und der Gesamtkirche ein stärkeres Verantwortungsbewußtsein.

Der Konflikt zwischen Kaiser und Papst ist zugleich ein Ringen um den rechten Weg der Kirchenreform. Dieses Ringen spiegelt sich in den Sendbriefen und Streitschriften beider Seiten. — Der Sieg des Papsttums hat die Ordnung der Kirche nach Art der Vasallität zur Folge, deren Formen auf dem Recht der Stellenbesetzung durch den Papst und der Abgabepflicht aller Diözesen an die Kurie beruhen. Dadurch wird die Kirche im 14. Jahrhundert zugleich zur führenden Kapitalmacht.

Diese straffe Zentralisierung der kirchlichen Autorität bedingt, daß die Fortsetzung des Kampfes um die Reform der Kirche im Kampfe gegen diese Zentralisierung erfolgen muß. Damit geraten alle, die den Willen zur Reform der Kirche geltend machen wollen, nunmehr in die Gefahr, sich außerhalb der Kirche zu stellen, als Ketzer erklärt zu werden und endlich die Einheit der Kirche aufzulösen.

#### a) Arnold und Marsilius

Arnold von Brescia macht 1155 den Versuch, die Stadt Rom zu einer vom Papst unabhängigen Republik zu machen und den Klerus zu Armut, Einfachheit und Sittenreinheit zurückzuführen. Schüler des berühmten Petrus Abälard an der Pariser Universität, begeistert Arnold das römische Volk zum Aufstand; aber das Eingreifen Friedrich Barbarossas zugunsten des Papstes macht diesen Traum von der Auferstehung des alten Rom rasch zunichte.

Arnold wird als Ketzer gehängt — aber seine Anschauungen und Ziele sind von denen der Katharer weit entfernt. Jene wenden sich von der Welt ab, wollen wie die ersten Christen in dieser Welt als Fremdlinge leben — Arnold sieht eine konkrete politische Aufgabe, die ohne das Eingreifen der Landfremden lösbar gewesen wäre. Jene sind arme, ungeschulte Menschen, Arnold Träger der höchsten Bildung seiner Zeit. Jene gehen ganz im Religiösen auf, Arnold sieht eine große nationale Aufgabe als Sohn seiner Heimat.

Nationale Aufgaben — das ist die Richtung, in der sich die Kirchenreform nun bewegt. Im 14. Jahrhundert entwickelt Marsilius von Padua († 1343) in seiner Schrift „Defensor pacis“ (Friedenskämpfer) die Lehre von der Souveränität des Volkes: „Der Gesetzgeber, d. h. die erste und eigentliche Quelle des Gesetzes, ist, wie auch Aristoteles der Natur der Sache gemäß annimmt, das Volk... Folgerichtig gebührt auch dem Volke allein die Sanktion, d. h. die Bestätigung der Gesetze“ (Defensor pacis, I 12).

Marsilius ist Leibarzt Ludwigs von Bayern, der sich als Kaiser in einen verdrößlichen und verwickelten Streit mit den Päpsten verstrickt sieht. Die Folge dieses Streites ist der Beschluß des Reichstages von Rhense am 16. Juli 1338: Die Stände

des Reiches leisten einen Eid, die Rechte, Freiheit und Gewohnheiten des Reiches zu verteidigen. Sie erklären, daß die kaiserliche Gewalt unmittelbar von Gott herrühre und daß ein mit Mehrheit erwählter König der legitime Herrscher sei, berechtigt vom Tage seiner Wahl an, seine Funktion ohne päpstliche Zustimmung oder Bestätigung auszuüben.

#### b) Wiclif und Hus

Ähnliche Bewegungen vollziehen sich im 14. und 15. Jahrhundert auch in anderen europäischen Ländern. Der Engländer John Wiclif († 1384) verteidigt als Doktor der Theologie an der Universität Oxford 1369 das Verfahren König Eduards III., der dem Papste den Lehntribut verweigert. Wiclif rechtfertigt ebenso die Besteuerung der Kirchengüter durch die Krone. Ende der siebziger Jahre tritt Wiclif immer entschiedener als Reformator auf: er bestreitet den Primat des Papstes, wendet sich gegen die Ehelosigkeit der Priester und gegen die Ohrenbeichte. Er fordert die Wiederherstellung der reinen christlichen Lehre auf Grund der Bibel — die er ins Englische übersetzt — und die Bildung einer von Rom unabhängigen englischen Nationalkirche. Da Wiclif mächtige Freunde hat, kann man ihm nichts anhaben, obwohl 1382 eine Versammlung kirchlicher Würdenträger in London seine Lehren verurteilt. Zwei Jahrzehnte nach Wiclifs Tode, 1415, erklärt ihn das Konstanzer Konzil als Ketzer und befiehlt, seine Gebeine auszugraben und zu verbrennen. Dieser groteske Beschluß, in dem der ganze Haß der herrschenden Klasse gegen den Reformator zum Ausdruck kommt, wird 1428 tatsächlich ausgeführt.

Die Lehren Wiclifs werden auch in Böhmen bekannt und finden dort Anhänger. Zwischen den Universitäten Oxford und Prag bestehen enge Beziehungen; zahlreiche Böhmen studieren in England, zumal seit die Tochter Karls IV., Anna, durch die Vermählung mit Richard II. Königin von England geworden ist. Unter den Prager Anhängern Wiclifs tritt seit 1403 der Magister Jan Hus hervor. Armer Leute Kind, hat er sich dem theologischen Studium zugewandt, seit 1396 ist er Magister der Philosophischen Fakultät. 1401/02 wird er Dekan in der Fakultät, 1403 Rektor der Universität. Hus fordert in seinen Schriften ein sittenreines und armes Leben der Kleriker, er wendet sich gegen die Abgaben an den Papst. Zwischen der deutschen und der tschechischen „Nation“ an der Prager Universität brechen in diesem Zusammenhang Streitigkeiten aus, die 1409 mit dem Auszug deutscher Studenten aus Prag und der Gründung der Universität Leipzig enden. Hus gerät in Konflikt mit dem Erzbischof von Prag, wird 1410 mit dem Bann belegt. 1412 tritt er gegen den päpstlichen Ablaß auf. In seiner Schrift „De ecclesia“ (Über die Kirche) bezeichnet er das Gesetz Christi, d. h. die Offenbarung Gottes in der Heiligen Schrift, als Quelle der religiösen Erkenntnis. Dieses Gesetz habe eine

Autorität, die höher stehe als die Tradition der Kirche und die Autorität des Papstes.

Hus wird vor das Konzil nach Konstanz geladen, dort trotz des vom Kaiser ausgestellten Geleitbriefes verhaftet, am 6. Juli 1415 zum Tode verurteilt und noch am gleichen Tage hingerichtet. Die Folge ist die bewaffnete Erhebung des ganzen tschechischen Volkes. Der Versuch, diese Erhebung nach dem Muster der Albigenser-Kriege durch Kreuzzüge niederzuschlagen, scheidet an der überlegenen Taktik der Hussiten, die diesen Kampf als einen Volkskrieg führen und den Kreuzrittern eine Niederlage nach der anderen beibringen. Erst die Streitigkeiten unter den Hussiten bringen die so erfolgreiche Volksbewegung zum Zerfall.

### c) Von der Universalkirche zur Territorialkirche

Kaiser Sigismund, der auf dem Konstanzer Konzil vergeblich eine Reform der Kirche und des Reiches anstrebt, stirbt 1437. Nach seinem Tode wird 1438 eine Flugschrift „Reformation Kaiser Sigismunds“ veröffentlicht, die zeigt, wie verbreitet der Wunsch nach Reformen war. Die Schrift, wohl in Kreisen des städtischen Bürgertums entstanden, fordert eine notfalls mit Gewalt durchzuführende Umgestaltung der sozialen und politischen Ordnung in Deutschland unter Führung der Städte, Abschaffung der Territorialstaaten und Herstellung der Einheit Deutschlands. Die Flugschrift wird in den Jahren 1486 bis 1521 nicht weniger als sechsmal aufgelegt.

Das Schlagwort aller Unzufriedenen ist seitdem die Forderung nach der „Gerechtigkeit Gottes“, d. h. nach der Herstellung der von Gott gewollten Gleichheit der Menschen auch im gesellschaftlichen und politischen Leben. Die „Zwölf Artikel“ der Bauern von 1525 lehnen sich in vielen Punkten an die „Reformation Kaiser Sigismunds“ an.

Indessen haben sich die neuen gesellschaftlichen Formen, die die Zukunft beherrschen sollen, im Schoße der bisherigen Gesellschaftsordnung entwickelt. Die Kirche selbst hat durch die Reform ihrer Finanzen im 14. Jahrhundert das Beispiel gegeben. Nach ihrem Muster werden die aufsteigenden Territorialstaaten Kapitalmächte, und sie bedienen sich unbedenklich der von der Kirche erschlossenen Geldquellen. — „Die neue Staatsmacht in Spanien und England, in Frankreich und Burgund, in Neapel und Venedig, in Österreich, Sachsen, Bayern, Brandenburg kräftigt sich entscheidend auch durch die kirchlichen Einkünfte, die das Papsttum in Angst vor dem Konzilsparlamentarismus ihnen zugesteht. Die neuen Nationalstaaten gesunden finanziell mit Hilfe eines straffen Staatskirchentums“ (Beyreuther, A. H. Francke, Leipzig 1957, S. 4).

Die Universalkirche ist hinsichtlich der ökonomischen Grundlage Territorialkirche geworden, sie ist nun selbst „glaebae adscripta“, schollengebunden. Der Übergang zur Landeskirche, deren „summus episcopus“ (höchster Bischof) der

Landesfürst ist, bedeutet im 16. Jahrhundert nur eine letzte Konsequenz. Die Territorialmächte erkämpfen ihren Aufstieg mit der Waffe des Kapitals und stützen sich dabei auf den Stand, der bestimmend wird für die gesellschaftliche Ordnung des neuen Zeitalters: das Bürgertum.

## Das Zeitalter des Bürgertums

Das Mittelalter hat das Bürgertum nicht als eigenen Stand betrachtet, sondern die wohlhabenden Einwohner der Städte dem Adel, die minderbegüterten dem „dienenden Stand“, also den Bauern zugerechnet.

„Gott hat drei Leben geschaffen:  
Bauern, Ritter, Pfaffen —  
Das vierte erschuf des Teufels List,  
Das Leben ist Wucher genannt“,

sagt der dem Ritterstand angehörende Dichter Spervogel (13. Jahrhundert). Die Ritter begegnen den „Pfeffersäcken“, d. h. den insbesondere am Gewürzhandel gut verdienenden Bürgern mit unverhohlenem Haß. Und die Kirche erneuert ihr Verbot des Zinsnehmens, allerdings ohne durchschlagenden Erfolg.

Handel und Handwerk sind die ökonomischen Grundlagen der bürgerlichen Klasse. Hier gibt es von Anfang an Gegensätze; die Auseinandersetzungen zwischen Ratsherren und Zünften in den mittelalterlichen Städten zeugen davon. Der Schwerpunkt aber liegt für alle Gruppen des Bürgertums in der Geldwirtschaft; mit der steigenden Bedeutung des Geldes wächst auch der Einfluß der neuen Klasse, obwohl man sie nicht als Stand anerkennt und obwohl die Bürger selbst sich kaum als Stand betrachten.

## I. Der Aufstieg des Bürgertums

Das Wort „Bürger“ (Burgbewohner) zeigt, aus wie kümmerlichen Anfängen die neue Klasse hervorgegangen ist. Im Frühmittelalter zählten nur die Burgen als feste Wohnstätten. Das Wort „Stadt“ (gleichbedeutend mit: Stätte) erhält erst im 12. Jahrhundert seine heutige Bedeutung.

### 1. Der Weg zur Macht

Das Wachsen der Städte und des Handels, die gesteigerte Menge der Waren und des Geldes, der beschleunigte Umlauf beider erhöhen die gesellschaftliche Bedeutung der Kaufleute und Handwerker. Die Wucht dieser ökonomischen Faktoren wirkt sich auch im politischen und kulturellen Leben aus.

#### a) Ökonomische Faktoren

„Die Stämme der Germanen wohnen nicht in Städten, schon der Aufenthalt in geschlossenen Ortschaften ist ihnen unlieglich“, berichtet der Römer Tacitus (Germania, XVI). In der

Tat verfallen zunächst die alten Römer-Städte in Oberdeutschland und am Rhein, als die Germanen diese Landschaften überflutet haben. Um 900 gibt es in Deutschland, wie wir sahen, nur noch etwa vierzig Städte.

Das Wirken der sächsischen und salischen Kaiser, das erfolgreiche Bündnis zwischen diesen Kaisern und dem Papsttum steigert die Sicherheit der gesellschaftlichen Verhältnisse und bietet für die Steigerung der handwerklichen Produktion und die Entfaltung des Warenverkehrs günstige Voraussetzungen. Bereits um 1200 ist die Zahl der deutschen Städte auf 250 gewachsen, im 13. Jahrhundert allein werden mehr als 800 Städte neu gegründet, am Ende des Mittelalters gibt es in Deutschland etwa 3000 Städte.

Die Romzüge der Kaiser und der ihnen folgende Warenaustausch mit Italien, die Kreuzzüge und die ihnen folgenden Levantefahrten geben dem Handel mächtigen Auftrieb und lassen vor allem die süddeutschen Städte reich erblühen. England, Skandinavien und Rußland werden Wirkungsgebiet deutscher Kaufleute, die sich seit dem 13. Jahrhundert erfolgreich in der Hanse zusammenschließen. Die sicheren Verkehrsverhältnisse in dem riesigen Mongolen-Reich erlauben in der Zeit vom 13. bis zum 15. Jahrhundert sogar einen Gütertausch mit dem Fernen Osten; die China-Reise des Venezianers Marco Polo (1275–1292) legt dafür Zeugnis ab.

Bürgerliche Menschen aus Seefahrer-Städten wie der Genuese Christoph Columbus (Entdeckung Amerikas 1492) sind dann in hervorragender Weise an den westwärts gerichteten Fahrten beteiligt, die neue, gewaltige Handelsmöglichkeiten schaffen, nachdem die Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) die alten, nach Osten führenden Handelswege verschlossen hat. Auf diesen Entdeckungsfahrten begegnet der Handel im Bereich der arabischen Kultur der Sklaverei und nimmt diese im europäischen Raum bereits beseitigte Einrichtung wieder auf. Der Sklavenhandel wird zu einer lukrativen Einnahmequelle insbesondere des westeuropäischen Bürgertums.

Um den gesteigerten Möglichkeiten des Handels genügen zu können, müssen die Methoden der Warenerzeugung verbessert werden. In den großen Städten, zuerst in Italien und Flandern, schreitet man über die Kooperation von Handwerkern fort zur Manufaktur, insbesondere seit der Mitte des 16. Jahrhunderts. Im 18. Jahrhundert greift man in erhöhtem Maße zum Einsatz von Maschinen (schon das Mittelalter verwendet das Wasserrad und mechanische Hämmer); das Ergebnis ist die industrielle Revolution im 18. und 19. Jahrhundert.

Neue Formen der Ausbeutung entwickeln sich auf diesem Wege: die plebejischen Schichten der Städte werden zu Lohnarbeitern, die nur ihre Arbeitskraft als Ware anzubieten haben. Noch schärfer ausgebeutet werden die Einwohner der Kolonialländer. Hand in Hand damit geht eine fortschreitende

Münzverschlechterung und endlich (seit dem 17. Jahrhundert) der Übergang zum Papiergeld; auch hier eröffnen sich neue Möglichkeiten eines gesteigerten Profits.

#### b) Politische Faktoren

Ökonomische Macht hat die natürliche Tendenz, sich in politische Macht umzuwandeln. Zunächst streben die einzelnen Städte nach politischer Selbständigkeit, die sie auch in großer Zahl erreichen. Dann schließen sich Städte zu Bündnissen zusammen, so in der Hanse, im Schwäbischen und im Lausitzer Städtebund. Zweck des Zusammenschlusses ist zunächst die Sicherung des Handels und des Verkehrs, später verfolgen die Städtebünde weitergehende politische Ziele.

Von viel größerer Bedeutung als die Stadtrepubliken und Städtebünde ist der Einfluß, den das Bürgertum auf die Territorialmächte gewinnt, die das Erbe des Kaisertums übernehmen: „Der Staat, der in seiner Großmachtspolitik auf die Haute Finance angewiesen ist, beugt sich gleich der Kirche vor der Macht des Großkapitals. Er nimmt es von seinen eigenen Gesetzen aus, bedient sich in seiner eigenen Wirtschaft kapitalistischer Methoden, erschließt den Geldmächten zu ihrer Betätigung die weitesten Räume“ (K. Kaser, Das späte Mittelalter, Gotha 1921, S. 229).

In England wird durch die „glorreiche Revolution“ von 1688 das Bürgertum neben der „gentry“ (dem niederen Adel) zu einer der herrschenden Klassen. Die „Bill of rights“ sichert seine Rechte. Nach dem Vorbild von 1688 erkämpfen sich die englischen Kolonien in Amerika (1775–1783) und das französische Volk (1789–1794) ihre politische Freiheit.

#### c) Kulturelle Faktoren

Für das Christentum von größter Bedeutung werden die kulturellen Veränderungen, die das bürgerliche Zeitalter herbeiführt.

Die Wissenschaft hatte sich während des Mittelalters ein Jahrtausend lang auf den Grundlagen entwickelt, die ihr Augustin gegeben hatte: Übernahme und Aneignung des antiken Erbes, Harmonie von Theologie und Philosophie. Inhalt und Methoden der wissenschaftlichen Arbeit hatten sich verfeinert, aber nicht grundlegend verändert. Wohl gab es auch im Mittelalter Versuche, das hergebrachte Denkschema zu verlassen und neue Wege wissenschaftlicher Arbeit zu erschließen. „Nicht die offiziellen Systeme von Albert und Thomas, sondern ihre häretischen Gegner waren Ausdruck der Zeit“ (Hermann Ley, Studien zur Geschichte des Materialismus im Mittelalter, Berlin 1957, S. 509). Aber diese Versuche, gegen die sich Thomas von Aquin mit seiner „Summa contra gentiles“ (1261–1264) wandte, blieben ebenso erfolglos wie die Versuche der Häretiker zur Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Nun aber geht von den Städten eine Erneuerung der Wissenschaft und Kunst aus, die wir mit den Worten „Humanismus“ und „Renaissance“ bezeichnen. An die Stelle der Theologie und Philosophie rücken die neuen „mathematischen Wissenschaften“ (Mathematik, Physik, Astronomie) in den Schwerpunkt des Denkens. Auch auf dem Gebiete der Religion wirkt sich diese Veränderung aus; die Reformation endet mit der Aufspaltung der abendländischen Kirche. Auf den Grundlagen von Humanismus, Renaissance und Reformation entstehen die großen Bewegungen des Rationalismus und des Pietismus, die eine ökonomische, politische und kulturelle Umwälzung auf allen Gebieten einleiten. Am Ende steht der volle Sieg der bürgerlichen, der kapitalistischen Ordnung.

## 2. Die neue Wissenschaft

In den Handelsstädten Italiens, die ökonomisch weit vorangeschritten sind und schon im 11. Jahrhundert (während des Investiturenstreites) politische Selbständigkeit erlangt haben, sind besonders günstige Voraussetzungen für neue Formen wissenschaftlichen Denkens gegeben. Die Zeugen der großen Vergangenheit, die Ruinen Roms und anderer antiker Städte, die Handschriften der antiken Autoren bilden in Italien besonders günstige Bedingungen dafür, daß hier die – ja das ganze Mittelalter hindurch geübte – Pflege des antiken Kulturerbes zu einer neuen Bildungsform führt. Diese Form entsteht aus nationaler Selbstbesinnung: „Anders als im Norden wacht das Altertum in Italien wieder auf. Sobald die Barbarei aufhört, meldet sich bei dem noch halb antiken Volk die Erkenntnis seiner Vorzeit; es feiert sie und wünscht sie zu reproduzieren“ (Jakob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, 1860; der dritte Abschnitt „Die Wiedererweckung des Altertums“ gibt eine klassische Darstellung des italienischen Humanismus).

Geistige Wegbereiter des Humanismus sind die großen italienischen Dichter Petrarca (1304–1374) und Boccaccio (1313–1375), seine Förderer die italienischen Stadtyrannen und Kirchenfürsten. Die Humanisten suchen aus den Werken der Antike ein neues Ideal rein menschlicher Bildung und Haltung zu gewinnen, das seinen Quellen entsprechend keine christlichen Wesenszüge zeigt. Zu den herkömmlichen Formen der mittelalterlichen Wissenschaft, der Scholastik, steht dieses neue Ideal von Anfang an in scharfem Gegensatz. Von Italien aus breitet sich der Humanismus im 14. und 15. Jahrhundert über ganz Europa aus.

Auch in den anderen europäischen Ländern nimmt der Humanismus, der in Italien einen nationalen Charakter gehabt hat, nationale Züge an. In Deutschland ist Ulrich von Hutten (1488–1523) einer der ersten Gelehrten, der von der lateinischen Gelehrtensprache, die das ganze Mittelalter be-

herrschte, abgeht und seine letzten Werke deutsch schreibt. Hutten ist auch der erste, der die Deutschen auf die großen Erinnerungen der heidnischen Vorzeit hinweist; sein Dialog „Arminius“ (1529) stellt den Cheruskerfürsten Hermann als Vorbild hin und eröffnet einen Kult, der Jahrhunderte überdauert.

Der Begriff „Renaissance“ ist umfassender als der Humanismus, ja man kann den ganzen Humanismus – wie das Burckhardt getan hat – dem Begriff Renaissance unter- und einordnen. „Rinascimento“ (Wiedergeburt) nennt man in Italien seit dem 14. Jahrhundert die Rückkehr zu den Denk- und Lebensformen und -inhalten der Antike, Abkehr von den bisher allgemein anerkannten Autoritäten, Hinwendung zur Erfahrung, Vertrauen auf die eigene Vernunft, Entwicklung einer diesseitigen Kultur ohne religiöse Bindungen und Bezogenheiten – das sind die Hauptzüge der Renaissance.

Auf dem Gebiet der Wissenschaften zeigen sich die Energien der Renaissance im Humanismus und der aufblühenden Naturwissenschaft, auf dem Gebiete der Kunst in der Nachahmung von Formen der Antike und in der Komposition neuer Formen nach dem Muster der Alten (Leonardo da Vinci, Michelangelo, Raffael), auf dem Gebiete der Politik in der Entwicklung einer neuen, von religiösen Rücksichten freien politischen Moral (Machiavelli, „Vom Fürsten“, 1532) und in der Tendenz zum Nationalstaat, auf dem Gebiete der Religion durch Erschütterung der überlieferten Überzeugungen und Hinwendung zur religiösen Toleranz (wichtigster Vertreter: Erasmus von Rotterdam, 1466–1536).

## 3. Die Folgen der Reformation

Die Reformation fällt zeitlich zusammen mit der Spätrenaissance. Martin Luther (1483–1546), der 1517 gegen den Ablasshandel und damit gegen die kapitalistische Ausbeutung Deutschlands durch die päpstliche Finanzmacht auftritt, wird zum Wortführer der Kräfte, die an der Befreiung von dieser Ausbeutung interessiert sind. Luthers Schriften finden dank der neuen, von Johann Gutenberg (1394–1468) erfundenen Kunst des Drucks mit beweglichen Lettern rasche Verbreitung. Die dramatische Wucht der westgeschichtlichen Auseinandersetzung erhöht sich dadurch, daß – eine logische Folge der seit dem 15. Jahrhundert fortschreitenden Entwicklung der Kirche zur Kapitalmacht – Männer auf dem päpstlichen Stuhle sitzen, die aus den einflußreichsten Bankiersfamilien jener Zeit stammen: Alexander VI. aus dem Hause Borgia und Leo X. aus dem Hause Medici.

Luther, der als genialer Übersetzer der Bibel ins Deutsche, als Verfasser zündender Flugschriften und als Dichter volkstümlicher Lieder sich die größten Verdienste um die Entwick-

lung der deutschen Schriftsprache erworben hat, wollte die Reform der ganzen christlichen Kirche. Das Gegeneinander der ökonomischen und politischen Kräfte seiner Zeit, das zu meistern ihm nicht gegeben war, machte ihn zum Gründer einer neuen Konfession, der als dritte innerhalb der abendländischen Kirche die von dem Schweizer Zwingli (1484–1531) und dem Franzosen Calvin (1509–1564) begründete „reformierte“ Richtung zur Seite trat.

Es gelingt weder den Reformatoren noch ihren Widersachern („Gegenreformation“), die Oberhand zu gewinnen. So endet das große Unternehmen der Reformation mit dem ungewollten Ergebnis der abendländischen Kirchenspaltung.

#### a) Positive Folgen

Die positiven Folgen der Reformation und Gegenreformation kommen, der Logik der ökonomischen und politischen Voraussetzungen entsprechend, in erster Linie Westeuropa zugute, insbesondere Frankreich, den Niederlanden und England.

Eine Erneuerung der religiösen Kräfte ist zweifellos ein Ergebnis der Reformation. Die Stagnation des religiösen Lebens, die im 14. und 15. Jahrhundert herrschte, wird überwunden. Die Vielfalt der Formen, die sich nun entwickelt, entspricht dem Reichtum an seelischen Möglichkeiten, die in den europäischen Völkern ruhen. Auch die katholische Kirche hat im Zuge dieser Entwicklung eine Erneuerung und Verjüngung erfahren. Das Konzil von Trient (1545–1563), die Gründung des Jesuiten-Ordens, die Entfaltung einer katholischen Weltmission in den neuentdeckten Erdteilen zeugen dafür, ebenso die großartige Entfaltung des Kirchenbaus in den südeuropäischen Ländern während der Barockzeit.

Diese religiöse Erneuerung führt auch zum völligen Bewußtwerden der nationalen Kräfte. Das Selbstbewußtsein der Völker, das sich im Spät-Mittelalter, und zwar zuerst im ritterlichen Adel, zeigt, kommt nun mit Entschiedenheit zur Entfaltung. In Italien wird das alte Rom, in Frankreich das bis zum Rhein reichende Gallien, in Deutschland der Sieg des Arminius über die Römer zum Sinnbild des nationalen Selbstbewußtseins.

Die Entfaltung einer fortschrittlichen Kunst spiegelt am klarsten das neue Lebensgefühl Europas. Menschen bürgerlicher Herkunft sind die Schöpfer dieser Kunst. So wie das Zeitalter sich die Weiten des Erdrumes erschlossen hat, erschließen nun die Künstler dem Auge die Weite und bunte Fülle der Landschaft, die Tiefe der Perspektive. Der tief sinnige Niederländer Pieter Brueghel (1525–1569), Peter Paul Rubens, Weltmann und Künstler zugleich (1577–1640), der Spanier Velasquez (1599–1660), endlich der Meister des Lichts Rembrandt Harmenez van Ryn (1600–1653) sind charakteristische Vertreter dieser neuen Malerei.

Und wie in der Malerei, so kommt in der Dichtung das neue Lebensgefühl zur Geltung. Shakespeares (1564–1616) Dramen geben am Vorabend der bürgerlichen Revolution einen großartigen Abgesang der feudalen Welt. Als charakteristische Ausdrucksform des bürgerlichen Lebensgefühls entwickelt sich der europäische Roman von dem „Don Quijote“ (1604) des Cervantes bis zum „Simplicissimus“ Grimmelshausens (1668) und dem „Robinson Crusoe“ (1719) des Daniel Defoe.

Für das deutsche Volk ist es von entscheidender Bedeutung, daß unter den Werten, die es aus der Katastrophe im 17. Jahrhundert retten kann, die von Luther geschaffene Schriftsprache ist. An dieser Rettung haben Faktoren des kirchlichen Raumes, die auf das Gesamtleben des Volkes einwirken, einen bedeutenden Anteil: Predigt, Religionsunterricht und Gemeindegesang.

#### b) Negative Folgen

Die negativen Folgen der Reformation und Gegenreformation treffen vor allem Deutschland, das als Land des Kaisers vorher den politischen Schwerpunkt des Abendlandes bildete und durch die Blüte der Hanse und der oberdeutschen Städte vor dem Beginn der Entdeckungsfahrten über bedeutende ökonomische Kräfte verfügte. Während Frankreich unter der Führung des Königtums, England unter der Führung des Ritteradels und des Bürgertums zu Nationalstaaten werden, findet sich in Deutschland keine Klasse, die fähig ist, die Führung der Nation zu diesem Ziele zu übernehmen. Der Bauernkrieg 1525 stellt einen Versuch der Klassen, die am meisten unter diesem Zustand zu leiden hat, dar, die nationale Frage Deutschlands zu lösen.

Territorialherren und Ritter erweisen sich als unfähig, die nationale Frage Deutschlands zu lösen. Selbst eine so glänzende Gestalt wie Franz von Sickingen (1481–1523) vermag sich nicht über den Gesichtskreis kleinlicher Händel und lokaler Gegensätze zu erheben; er fällt in einer Fehde gegen den Erzbischof von Trier. Als drei Jahre später der Bauernaufstand beginnt, sind die Ritter durch Sickingens Untergang verstört und, da sie selber Grundherren sind, unfähig, die gemeinsamen Interessen zu erkennen, die sie mit den Bauern verbinden. Der tapfere Florian Geyer bleibt ein Einzelfall.

Noch kläglicher ist das Schauspiel, das die Bürger im Bauernkriege bieten. Wohl gibt es zahlreiche Beispiele, daß die ärmeren Bürger sich den Bauern anschließen. Auch einzelne weitblickende Männer aus den oberen Schichten des Bürgertums machen die Sache der Bauern zu der ihren, so Tilman Riemenschneider (der berühmte Holzschnitzer) in Würzburg, Stephan von Menzingen in Rothenburg und Michael Geismaier, der Sekretär des Bischofs von Brixen.

Die Bauern selbst spielen in dem großen Aufstand von 1525 eine tragische Rolle. Sie waren seit dem 11., insbesondere aber seit dem 14. Jahrhundert nur noch Objekt, nicht Subjekt der

Politik gewesen. Blieben die bäuerlichen Verhältnisse Deutschlands bis zum 11. Jahrhundert im allgemeinen erträgliche — die freien Bauern überwogen, und die fortschreitenden Rodungen boten Raum für eine ständige Vermehrung der Bauernstellen —, so war seit dem Investiturstreit die Mehrzahl der deutschen Bauern in den Stand der Hörigkeit herabgesunken. Vor allem im 14. Jahrhundert setzte eine rasche Verschlechterung ihrer Lage ein, die am Ende des 15. Jahrhunderts zu zahlreichen Bauernaufständen führte.

Zur Begründung ihrer Forderungen führen die Bauern bei diesen Aufständen häufig religiöse Argumente an. So erklärte der „Pfeifer von Niklashausen“ (1476): „Die Zeit nahe sich, da man alle Priester töten solle . . . Unsere Liebe Frau hat zu mir gesagt, für wen ich bitte, und um was ich bitte, das wird geschehen . . . (Bühler, a. a. O., S. 226). — In den „Zwölf Artikeln“ der Bauern von 1525 heißt es: „Zum dritten ist der Brauch bisher gewesen, daß man uns für ihr eigen Leut gehalten habe, welch zu erbarmen ist, angesehen, daß uns Christus all mit seinem kostbarlichen Blut vergossen, erlöst und erkaufet hat, Hintersten gleich als wohl den Höchsten, kein ausgenommen. Darum erfind sich mit der Geschrift, daß wir frei seien und wollen sein.“

Pfarrer und Prediger in großer Zahl sind unter den führenden Köpfen des Bauernaufstandes, so Thomas Münzer in Zwickau, Heinrich Pfeifer in Mühlhausen, Hubmaier in Waldshut, Florian Graesel in Eichstätt, Hans Jakob Wehe in Leipzig und viele andere. Münzer ist unter ihnen weitaus der bekannteste und wohl auch der bedeutendste. Der sowjetische Gelehrte Smirin hat in seinem Buche „Die Volksreformation des Thomas Münzer“ (Berlin 1952) aufgezeigt, wie in Münzer die ketzerischen Traditionen der plebejischen Schichten in den Städten und die Erfahrungen der Hussitenbewegung sich vereinen. Münzer bildet diese Elemente um zu einem sozial-politischen Programm, das er zur Grundlage der Volksbewegung machen will, um das bestehende Fürstenregiment zu beseitigen. „Münzer verkündet laut, daß die Umwandlung der sozialen Ordnung in Deutschland mit der entschiedenen Liquidierung jenes fürstlichen Staatswesens begonnen werden muß, das Deutschland in ein Räuberlager verwandelt hatte“ (Smirin, a. a. O., S. 323).

Der Dreißigjährige Krieg im 17. Jahrhundert führt die nationale Entwicklung Deutschlands zu einem Tiefstand, dem außer der Hitler-Katastrophe nichts in unserer Geschichte zu vergleichen ist. Die Kriegshandlungen verwüsten weite Gebiete und bringen Hunderttausende um Leben und Gesundheit. Hunger und Seuchen folgen den Heeren. In den von Kriegshandlungen verschonten Gebieten wütet der Hexenwahn. — Es ist ein Krieg zwischen den aufsteigenden europäischen Großmächten um den maßgeblichen Einfluß in Mitteleuropa, dessen Territorien nur noch dem Namen nach eine Einheit

bilden, die „Deutsches Reich“ genannt wird. Wie wenig dieser Krieg mit den religiösen Überzeugungen zu tun hat, zeigt allein schon die Tatsache, daß „der Löwe aus Mitternacht“, Gustav Adolf von Schweden (gefallen 1632 bei Lützen), der als „Vorkämpfer der evangelischen Freiheit“ nach Deutschland kommt, mit dem katholischen König von Frankreich verbündet ist. Das Ergebnis des Krieges ist der Sturz der habsburgischen Weltmacht, die die Unabhängigkeit der Niederlande und der Schweiz anerkennen und das Eingreifen Schwedens und Frankreichs in das Reichsgebiet dulden mußte.

### c) Bleibende Widersprüche

Das Leben der Christenheit in Europa und insbesondere in Deutschland ist nach diesen Erschütterungen des 16. und 17. Jahrhunderts gekennzeichnet durch eine Reihe von Widersprüchen, die für die religiöse Entwicklung in den folgenden Jahrhunderten von Bedeutung sind.

Der erste dieser Widersprüche ist der Gegensatz zwischen den Konfessionen. Katholiken, Lutheraner und Reformierte verfolgen einander mit einem religiösen Haß, wie er sich im Mittelalter nur gegen Ungläubige und Ketzler richtete. Christen des anderen Bekenntnisses werden auf das unfähigste beschimpft („Grobianismus“), werden des Landes verwiesen, auf die Folter und auf das Schafott geschickt. Auch auf dem Schlachtfelde treten die Christen der verschiedenen Bekenntnisse feindselig einander entgegen. Wenn etwa in der Schlacht bei Breitenfeld die Schweden unter der Losung kämpften: „Hie Schwert des Herrn und Gideon!“, die Katholiken aber mit dem Feldgeschrei: „Jesus, Maria!“ sich zur Wehr setzen, so ist das ein erschreckendes Symbol des Widerspruches zwischen der Lehre der Nächstenliebe und der Wirklichkeit — ganz im Gegensatz zu Jesu Gebet, „daß alle eins seien, wie du, o Vater, in mir und ich in dir“ (Jo. 17, 21).

Der zweite Widerspruch ist der weiter vertiefte Gegensatz zwischen dem christlichen Glauben und dem persönlichen Handeln der wirtschaftlich und politisch Mächtigen. Sie lernen als eines der großen Gebote: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ — und sie belügen und betrügen ihren Nächsten, ja verkaufen ihn auf dem Sklavenmarkt, wenn sich dazu die Gelegenheit bietet. Es wird von den Kanzeln gepredigt: „Friede auf Erden“ — aber die Friedensjahre sind durchaus in der Minderzahl, meist herrscht Kriegszustand. Und die wirtschaftlichen Verhältnisse unter der Herrschaft des Geldes stellen einen ständigen Krieg, einen Kampf aller gegen alle dar.

Unter solchen Verhältnissen müssen alle von gutgläubigen Menschen unternommenen Versuche, eine „vita communis“ im Sinne der Urgemeinde von Jerusalem zu verwirklichen, scheitern. Die Böhmisches Brüder (seit 1458), die von der Tradition der Hussiten herkommen, und die Wiedertäufer (seit 1520), die an die Überlieferung der Waldenser anknüpfen,

müssen das erfahren. Die Wiedertäufer-Bewegung wird zerschlagen, nachdem 1534 ihr Versuch, Münster zur „Stadt Gottes“ zu machen, blutig unterdrückt worden ist. Die Bewegung der Brüder löst sich unter den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges auf.

Charakteristisch für die Rolle, in die nun die Religion geraten ist, erscheint der Westfälische Friede (1648), der den Landesherrn die Entscheidung über die Religion ihrer Untertanen anheimstellt: „Cujus regio, ejus religio“. Das Christentum wird weithin zur Untertanen-Religion. Eine so zweifelhafte Gesellschaft wie die deutschen Landesfürsten — die der Freiherr vom Stein am Anfang des 19. Jahrhunderts als „das Lumpengesindel“ bezeichnete — darf sich die Würde des höchsten bischöflichen Amtes innerhalb der Landeskirchen anmaßen. Die christgläubigen Untertanen aber werden in einer Gesinnung erzogen, für die das von dem Dresdener Oberhofprediger Johann Herrmann († 1647) gedichtete Kirchenlied charakteristisch ist:

„Gib, daß ich tu mit Fleiß,  
Was mir zu tun gebühret,  
Wozu mich dein Befehl  
In meinem Stande führet ...  
Und wenn in meinem Amt  
Ich reden soll und muß,  
So gibt den Worten Kraft  
Und Nachdruck ohn' Verdruß.“

#### 4. Rationalismus, Aufklärung, Pietismus

Wichtige Voraussetzungen für die bürgerliche Revolution hat der Rationalismus geschaffen, der während des 17. und 18. Jahrhunderts von Gelehrten bürgerlicher Herkunft als Weltanschauung des Bürgertums und schließlich als Theorie des Kampfes um die politische Macht ausgebildet worden ist.

Von entscheidender Bedeutung für die Entstehung des Rationalismus war die Tatsache, daß seit dem 15. Jahrhundert das Bildungswesen mehr und mehr aus den Händen der Kirche in die der Städte und Fürsten überging. Die von den Territorialfürsten gegründeten Universitäten hatten andere Aufgaben als das von der Kirche entwickelte „studium generale“ des Mittelalters. Diese Hochschulen sollten den Fürsten die Fachleute ausbilden, deren sie zur Ausgestaltung ihrer Staaten und zur Befestigung ihrer Macht bedurften; Juristen, Ärzte, Lehrer und Theologen. Diese Fachleute wählten die Fürsten nicht in erster Linie aus dem Adel, der in seinen Interessen oft im Gegensatz zu den Fürsten stand, sondern aus dem Bürgertum. Durch seine wissenschaftliche Leistung qualifiziert sich das Bürgertum in jahrhundertelanger Arbeit für die Übernahme der politischen Führung.

Der Bürger, der ja als Kaufmann in die Geschichte eintritt, wird durch seine Berufsarbeit zum Denken in Zahlen erzogen. Dieses Denken macht nun rasche und folgenreiche Fortschritte. Im Mittelalter rechnete man mit römischen Ziffern, schwerfällig und langsam. Erst während des 13. Jahrhunderts wurden in den italienischen Städten die (auf indische Vorbilder zurückgehenden) Ziffern der Araber und das mit ihnen verbundene Dezimalsystem für das kaufmännische Rechnen übernommen. Gedruckte Lehrbücher deutscher Rechenmeister machen vom 15. Jahrhundert an diese Ziffern und das Dezimalsystem in Deutschland bekannt; den größten Erfolg hat das „Kleine Rechenbuch“ des in Annaberg wirkenden Adam Ries (1492–1559), das von 1522 bis 1720 immer wieder neu aufgelegt wird — noch heute sagt man: „Nach Adam Riese“.

Arithmetik und Geometrie wurden im Mittelalter zum „Quadrivium“ gezählt, also zur Oberstufe der freien Künste; nun aber rücken sie in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Arbeit. Die „mathematischen Wissenschaften“ nehmen jetzt die Stelle ein, an der im Mittelalter Theologie und Philosophie standen. Maß und Zahl sind für den Gelehrten bürgerlicher Herkunft die Mittel zur Erkenntnis und Beherrschung der Welt. Descartes (1596–1650) erfindet die analytische Geometrie, d. h. die Kunst, die Tatsachen der ausgedehnten Welt, der Fläche und des Raumes, in Zahlen auszudrücken. In der Physik erlangt die Mechanik eine beherrschende Stellung: die Lehre von den Bewegungen, die sich in Zahlen festhalten lassen. Auch das Denken muß in mathematischen Formeln verlaufen (lateinisch: „more geometrico“), d. h. von den kleinsten Einheiten, den Begriffen, ausgehen und durch sorgfältiges Fortschreiten, bei dem Klarheit und Deutlichkeit des Erkennens richtungweisend sind, zu sicherem und brauchbarem Wissen gelangen. Das ist die „neue Methode“ des Descartes, die das Denken im 17. und 18. Jahrhundert beherrscht.

Die Gesetzmäßigkeit der Natur — so folgert man auf dem Wege der „neuen Methode“ — ist offenbar von der gleichen Art, die wir in unserer eigenen Vernunft besitzen. Die Vernunft ist das Werkzeug zur Erkenntnis und Beherrschung der Natur. Auf allen Gebieten des menschlichen Lebens sollte die Vernunft maßgebend und gestaltend sein; dann würden die Leiden und Widerwärtigkeiten verschwinden, eine vollkommenere Ordnung würde erstehen. Descartes, Spinoza (1632 bis 1677) und Leibniz (1647–1716) sind die Vorkämpfer des Rationalismus und seiner Denkmethode. Leibniz, Hofmann und Philosoph dazu, ist der hervorragendste Vertreter jenes Typs bürgerlicher Denker, die in Diensten der regierenden Fürsten stehen, gleichzeitig aber Ideen entwickeln, die über ihre Zeit hinausweisen. Seine „Monadenlehre“ (jede Seele ist eine „Monade“, eine unzerstörbare und unwiederholbare Einheit) gibt die philosophische Begründung für die bürgerliche Auffassung der Persönlichkeit. Seine Lehre von der „besten

aller möglichen Welten“ wird die Fanfare des bürgerlichen Fortschrittsglaubens, der im 19. Jahrhundert die industrielle Revolution beflügelt.

Die Rationalisten begnügen sich nicht damit, ihre Gedanken an den Universitäten zu lehren oder in Büchern niederzulegen, die nur von Gelehrten gelesen werden. Sie suchen dafür alle zu gewinnen, die überhaupt eine Beziehung zur Bildung haben, insbesondere die ganze bürgerliche Klasse. Zum ersten Male seit dem Altertum, in dem die Stoa, Epikur und die Skepsis eine ähnliche Rolle spielten, wird eine philosophische Richtung Kampflehre einer Massenbewegung. Diese Breitenwirkung des Rationalismus, die durch Buchdruck und Buchhandel in steigendem Maße begünstigt wird, steht unter dem Leitwort „Aufklärung“.

Die Aufklärung hat noch vor dem Sieg der großen Französischen Revolution beachtliche Erfolge. Sie zerschlägt den Hexenwahn, sie erreicht die Abschaffung der Folter, sie fördert den Fortschritt des Bildungswesens, sie wird zur Geburtshelferin der modernen deutschen Literatur, die unter ihren Vorkämpfern Männer der Aufklärung wie Lessing (1729–1781) hat. Immanuel Kant (1724–1804) schreibt (in der „Berlinerischen Monatsschrift“ 1784, S. 481): „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit.“ Das Ergebnis der Aufklärung ist in England die industrielle Revolution, in Frankreich die politische Revolution, in Deutschland die geistige Revolution: die Erneuerung der Dichtung, der Philosophie, der Pädagogik und der Musik. Die Wirkungen dieser dreifachen Revolution gehen durch ganz Europa, machen überall das Bürgertum zur führenden Kraft.

Rationalismus und Aufklärung führen die durch den mannigfachen Mißbrauch der Religion im Mittelalter und durch die Kämpfe der Konfessionen im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation bewirkte Erschütterung der christlichen Tradition fort. Die Rationalisten brechen zwar nicht völlig mit der Religion, aber sie rücken von den kirchlichen Formen ab. Charakteristisch ist, daß man das Wort „Gott“ mehr und mehr vermeidet, dafür Umschreibungen setzt wie „Schöpfer“, „höchstes Wesen“ (Voltaire) oder „Weltgeist“ (Hegel). Kennzeichnend ist auch der Titel einer Schrift von Immanuel Kant: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ (1793). — Nur in Frankreich entwickelt sich eine Gruppe konsequenter Atheisten: Lamettrie („Der Mensch eine Maschine“, 1747), Helvetius („Vom Geiste“, 1758) und Holbach („System der Natur“, 1770). Ihre Weltanschauung ist ein Materialismus, der aus den Elementen der mechanischen Naturbetrachtung geformt ist. Schon Descartes betrachtete die Tiere als Maschinen; Lamettrie erklärt nun auch den Menschen als Maschine. Letzten Endes wird die ganze Natur

als eine Maschine betrachtet, die nach berechenbaren Gesetzen abläuft; es gilt nur, diese Gesetze zu kennen, um diesen Ablauf berechnen und nützen zu können. — In Deutschland bleibt diese Richtung zunächst ohne wesentlichen Einfluß (darüber Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, III. Teil, 11. Buch).

Rationalismus und Pietismus stehen im 17. und 18. Jahrhundert nebeneinander, wie im Mittelalter Scholastik und Mystik. Der christliche Rationalist sucht seinen Glauben vernunftgemäß zu begründen, während der Pietist sich auf die Kräfte des Gemüts, auf die innere Erleuchtung oder, wie man nun sagt, „Erweckung“ verläßt. Wichtigste Vertreter des Pietismus sind Philipp Jakob Spener (1635–1705; seine Schrift „Pia desideria“, 1675, gibt der Bewegung den Namen), ferner August Hermann Francke (1663–1727; der Begründer der Franckeschen Stiftungen in Halle) und Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (1700–1760; der Gründer der Herrnhuter Brüdergemeine). Die Welt des Pietismus hat uns Goethe unübertrefflich im achten Buch seines Romans „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ geschildert, das überschrieben ist „Bekenntnisse einer schönen Seele“ (1794).

Für den gesellschaftlichen Fortschritt wird bedeutsam, daß die Pietisten die Unterschiede der Stände nicht anerkennen. Die Pietisten reden einander als „Bruder“ und „Schwester“ an — ein Brauch, der in der protestantischen Bewegung bis heute fortwirkt. Zinzendorf legt seinen Adelstitel ab, als er die Leitung der Brüdergemeine übernimmt. — Im Schulwesen erlangt der Pietismus großen Einfluß durch seine Verbindung frommer Innerlichkeit und tätiger Werkfreudigkeit. Die Pietisten, insbesondere August Hermann Francke, sind auch die ersten, die den ökumenischen Gedanken pflegen, d. h. sich darum bemühen, die Einheit der zersplitterten Kirche Christi wiederherzustellen.

## II. Herrschaft und Krise des Kapitalismus

Die Hochblüte des Kapitalismus, die mit den Revolutionen in Amerika und Frankreich beginnt, bewirkt grundlegende Umwälzungen auf allen Gebieten. Die „industrielle Revolution“ vermehrt die Produktivkräfte in bis dahin unerhörter Weise. Der Welthandel schließt alle Kontinente zu einer wirtschaftlichen Einheit zusammen. Die Aufteilung der Welt unter die Kolonialmächte ist begleitet von einer Angleichung der Regierungsformen sehr vieler Länder an die des englischen Parlamentarismus. Wissenschaft und Technik machen gewaltige Fortschritte. Die Ausbeutung der Lohnarbeiter und der Kolonialvölker aber nimmt immer erschreckendere Formen an. Alle ehedem durch Tradition und Gewohnheit geheiligten Bindungen werden aufgehoben, alle Autoritäten erschüt-



tert; die Moralbegriffe werden umgewälzt, und auch die Religion wird immer fragwürdiger.

Diese ökonomische und politische Entwicklung führt am Ende des 19. Jahrhunderts zum Monopolkapitalismus und zum Imperialismus. Der erste Weltkrieg zeigt offen die Krise des Systems. Mit der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte. Der chronische Charakter der Krise wird bestätigt durch den zweiten Weltkrieg und sein Ergebnis; sie erfährt alle Gebiete des ökonomischen und politischen, des kulturellen und religiösen Lebens.

### 1. Die bürgerliche Demokratie

Christliche Elemente spielen bei der Entstehung der bürgerlichen Demokratie eine wesentliche Rolle. Als Antithese erscheint der Versuch, im bürgerlichen Staate die Religion abzuschaffen. Die Lösung wird in der Richtung gefunden, daß der bürgerliche Staat die Religion duldet, soweit sie die bürgerliche Gesellschaftsordnung, insbesondere das Eigentum an den Produktionsmitteln, anerkennt.

#### a) Die christliche These

Die Entwicklung zur modernen Demokratie bürgerlicher Prägung wird durch Luthers Wort von der „Freiheit des Christenmenschen“ eingeleitet. Luthers (im Anschluß an den Römer-Brief des Paulus entwickelte) Lehre von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit hat aber zur Folge, daß nicht die lutherischen, sondern die calvinischen Länder führend in der Frage der Demokratie werden; denn Calvin lehrt das Recht des Widerstandes gegen ungerechte Fürsten. Dem Beispiel der „Gottesstadt“ Münster, wo 1535 die Widertäufer scheitern, folgt 1541–1564 das Beispiel der „Gottesstadt“ Genf, wo Calvin den Beweis führt, daß eine nach den Grundsätzen des Evangeliums geleitete Gemeinschaft lebensfähig ist.

Genf ist das große Muster, das die niederländischen Städte und Grafschaften vor Augen haben, als sie sich 1568 gegen das spanische Joch erheben. Genf und die Niederlande geben die Vorbilder für die englischen Puritaner, die 1649 den Versuch des reaktionären Königs Karl I. aus dem Hause Stuart niederwerfen, auch in England die absolute Herrschaft des Monarchen einzuführen. Genf ist das Ideal, das den „Pilgervätern“ vorschwebt, als sie 1620 an der Küste Nordamerikas landen, um ein neues Heimatland der Freiheit zu finden, und damit den geschichtlichen Grundstein für die Vereinigten Staaten legen.

Auch die Vorbereitung der bürgerlichen Revolution verläuft also im allgemeinen in den Formen, die wir bei den revolutionären Bewegungen des Mittelalters beobachteten. Patarener und Lollharden, Hussiten und Wiedertäufer waren Feinde der bestehenden Ordnung und bekämpften sie mit der Waffe in

der Hand, aber sie blieben gläubige Christen. Auch die Manifeste der amerikanischen und französischen Revolution berufen sich – wenn auch nicht mehr mit der Entschiedenheit wie etwa die Zwölf Artikel der Bauern von 1525 – auf die Lehre Jesu Christi.

Am Anfang der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten vom 4. Juli 1776 heißt es: „Wir erachten folgende Wahrheiten für selbstverständlich: daß alle Menschen gleich geschaffen sind, daß ihnen der Schöpfer gewisse unveräußerliche Rechte verliehen hat, daß zu diesen Leben, Freiheit und das Streben nach Glück gehören...“ – In der Erklärung der Menschenrechte, die von der Französischen Nationalversammlung am 26. August 1789 angenommen wird, wird etwas gedämpfter gesprochen: „Die Nationalversammlung erklärt in Gegenwart und mit Hilfe des höchsten Wesens folgende Rechte des Menschen und Bürgers...“

#### b) Versuch einer Antithese

Unter den Wegbereitern der Französischen Revolution waren nicht nur Gegner der Kirche, wie Voltaire, sondern auch Gegner der Religion überhaupt, wie die Enzyklopädisten und die Materialisten des 18. Jahrhunderts. Diese antireligiöse Komponente kommt aber zunächst nicht zum Tragen. Am 11. August 1789 beschließt zwar die Nationalversammlung auf Antrag des Bischofs von Autun, Maurice de Talleyrand-Périgord – der später als Außenminister Napoleons weltberühmt wird –, die Einziehung sämtlicher Kirchengüter. Als aber im Jahre 1790 der Bischof La Fare in der Nationalversammlung den Antrag stellt, den Katholizismus als die herrschende Religion zu erklären, antwortet der Deputierte Roderer unter dem Beifall der Versammlung: Wer behauptete, die Religion sei in Gefahr, beleidige die Nationalversammlung.

Zum Konflikt zwischen Kirche und Revolution kommt es, als durch das am 12. Juli 1790 beschlossene Zivilgesetzbuch für die Geistlichkeit der Versuch gemacht wird, die materielle Lage der Geistlichen zu regeln. Eine Regelung war auf Grund der Beschlagnahme der Kirchengüter zweifellos notwendig. Das Gesetz beschränkte die Zahl der Bischofssitze in Frankreich auf 83, führte die Wahl der Pfarrer und Bischöfe durch alle wahlberechtigten Staatsbürger der Pfarrgemeinden ein und verbot die Bestätigung der gewählten Bischöfe durch den Papst. „Dies Gesetz war vom Standpunkt des kanonischen Rechts, ja sogar von dem der Dogmatik aus unannehmbar“ (Zywczynski, „Die Kirche und die Französische Revolution“, Leipzig 1953, S. 67).

Den Eid auf dieses Gesetz, der von den Geistlichen verlangt wird, lehnt die Mehrheit des französischen Klerus ab. Flucht der Bischöfe ins Ausland, Illegalität zahlreicher Geistlicher sind die Folgen. Die Emigranten arbeiten im Ausland gegen

die Republik; bei den Aufständen im Innern, vor allem in der Vendée, wirken Geistliche führend mit. Auch der Staat ergreift Kampfmaßnahmen; so werden am 4. April 1792 alle Ordensgemeinschaften aufgehoben. Nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. am 21. Januar 1793, erfolgt eine weitere Verschärfung. Am 5. Oktober 1793 wird die christliche Zeitrechnung abgeschafft und eine Zählung nach Jahren der Revolution eingeführt. Im November des gleichen Jahres wird die Pariser Kathedrale Notre Dame zum „Tempel der Vernunft“ erklärt; die Vernunft wird durch eine Sängerin der Pariser Oper verkörpert. Kirchen werden geschlossen, viele Priester verhaftet und getötet.

Führender Kopf der antikirchlichen Bewegung ist seit dem August 1792 Jacques René Hébert (1755–1794); er fordert die Abschaffung des Christentums. Jedoch scheitert er, da er auch die führenden Männer des Wohlfahrtsausschusses angreift. Er erreicht es, daß Danton und Desmoulins auf das Schafott kommen. Da Hébert aber auch Robespierre bedroht, wendet sich Saint-Just am 13. März 1793 im Konvent gegen ihn; am 24. März werden Hébert und neunzehn seiner Gesinnungsfreunde hingerichtet. — Am 17. Juni 1795 gibt der Konvent bekannt, das Zivilgesetz von 1790 habe keine Gültigkeit mehr. Damit ist praktisch die Trennung von Kirche und Staat ausgesprochen.

### c) Die Synthese der Bourgeoisie

Napoleon als Konsul liquidiert den Kirchenkampf durch das Konkordat von 15. Juli 1801. Die freie Ausübung des katholischen Gottesdienstes in Frankreich wird wiederhergestellt; der Erste Konsul erhält das Recht, die Bischöfe zu benennen. Dieses Konkordat blieb bis 1905, bis zur Durchführung der Trennung von Kirche und Staat in Frankreich durch die „Dritte Republik“, in Kraft. Die Bourgeoisie toleriert die Kirche unter der Voraussetzung, daß die Kirche die bürgerliche Gesellschaftsordnung, insbesondere die Unverletzlichkeit des Privateigentums, anerkennt und rechtfertigt.

„Die Bourgeoisie, die die Revolution überdauert, die Kirche um Besitz und Ansehen gebracht hatte, im Namen der Vernunft und unter Verletzung geheiligter Rechte zur Macht gelangt war, stand dem Glauben — in viel höherem Maße als vor 1789 — innerlich teilnahmslos gegenüber. Sie fürchtete aber das Wiederaufflackern der Revolution und war daher auf seiten der Kirche... Die konservativen Machthaber im Verein mit dem Adel, auf dem ihre Stellung vorzugsweise beruht, halten die Religion hoch als Stütze der Krone und als Mittel, die Massen von der Auflehnung abzuhalten. So dachte zu Beginn des 19. Jahrhunderts der mächtigste Politiker, Napoleon. So dachte nach ihm auch Metternich, aber keiner von beiden war Katholik aus Überzeugung...“ (Zywczyński, a. a. O., S. 105).

Was hier von der französischen Restauration gesagt wird, die von 1815 bis 1830 am Ruder blieb, gilt ebenso für die Restauration in den anderen Ländern Europas, die sich bis zum Jahre 1848 hielt. Sie stand im Zeichen der „Heiligen Allianz“, in der die Herrscher von Rußland, Österreich und Preußen sich am 26. September 1815 zu Paris verpflichteten, „sich nur als Glieder ein und derselben christlichen Nation zu betrachten, während die drei verbündeten Fürsten sich nur für Beauftragte der Vorsehung halten, drei Zweige derselben Familie zu regieren“.

Unter Berufung auf die christliche Religion wurden im Zeichen der Heiligen Allianz den Völkern die versprochenen Verfassungen verweigert, durch die Karlsbader Beschlüsse die „Demagogen-Verfolgung“ ins Werk gesetzt, jede freiheitliche Regung unterdrückt. Da dieser Mißbrauch der Religion von den Kirchen geduldet wurde, mußte sich jeder Versuch zur Beseitigung dieses Systems der politischen Unterdrückung auch gegen die Kirchen als tragende Säulen des Systems wenden.

## 2. Hochblüte des Kapitalismus

„Die Bourgeoisie hat in der Geschichte eine höchst revolutionäre Rolle gespielt... Die Bourgeoisie hat bewiesen, was die Tätigkeit des Menschen zustande bringen kann. Sie hat ganz andere Wunderwerke vollbracht als ägyptische Pyramiden, römische Wasserleitungen und gotische Kathedralen, sie hat ganz andere Züge ausgeführt als Völkerwanderungen und Kreuzzüge“ (Kommunistisches Manifest, Neudruck Berlin 1945, S. 6).

Es ist das Verdienst der Klassiker des Marxismus-Leninismus, eine treffende Analyse über das Wesen und Wirken des Kapitalismus gegeben zu haben, zuerst im „Kommunistischen Manifest“ (1848), später in der „Kritik der politischen Ökonomie“ (1857–1858), endlich in Karl Marx' monumentalem Werk „Das Kapital“ (drei Bände, 1867, 1885, 1894) und in Lenins Schrift „Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus“ (1916). Wir können hier auf diese umfassenden Darstellungen verweisen und uns darauf beschränken, einige Momente hervorzuheben, die für die Entwicklung des Christentums in dieser Periode und seine Stellung zu den gesellschaftlichen Fragen von besonderer Bedeutung sind.

### a) Industrialismus und Kolonialismus

„Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossallere Produktionskräfte geschaffen als alle vergangenen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile...“ (Kommunistisches Manifest, a. a. O., S. 8).

Diese Entwicklung beginnt in England, wo 1733 das selbständige Weberschiffchen, 1767 die Spinnmaschine, 1785 der mechanische Webstuhl, 1784 die Dampfmaschine erfunden und 1815 die erste Eisenbahn in Betrieb genommen wird. Frankreich und die Vereinigten Staaten industrialisieren sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Deutschland nach 1840, Rußland nach 1861.

Gleichzeitig verändert der Kolonialhandel seinen Charakter. Begnügte er sich vorher damit, die Reichtümer der außereuropäischen Kontinente zu sammeln und mit Gewinn zu verkaufen, so greift er jetzt in die Wirtschaft der überseeischen Länder folgenswer ein. Er zwingt diese Länder, Monokulturen zu entwickeln, für die in dem betreffenden Lande besonders günstige Bedingungen vorhanden sind. (Baumwolle, Kaffee, Tee, Kautschuk.) Über die Lebensinteressen der „Eingeborenen“, die nun vielfach gezwungen sind, Lebensmittel einzuführen, die sie früher selbst erzeugten, geht der Kapitalismus rücksichtslos hinweg.

Schon diese ökonomische Entwicklung bringt den Kapitalismus in scharfen Gegensatz zur Lehre und Tradition des Christentums. Die „soziale Frage“ mit dem Elend breiter Massen, der daraus erwachsenden moralischen Verwilderung, der Entstehung zahlreicher Großstädte mit unnatürlichen Lebensbedingungen bringen ernste Konflikte. Die Kirchen begnügen sich, auf den Wegen der „Caritas“ und der „Inneren Mission“ die Folgen der Schäden zu bekämpfen; sie denken aber nicht an einen Versuch, die Wurzel des Übels zu erfassen. So nimmt es nicht wunder, daß die Massen der Arbeiter sich dem christlichen Glauben entfremden.

Noch krasser ist der Gegensatz zwischen der christlichen Lehre und der kapitalistischen Wirklichkeit in den ausgebeuteten Kolonialländern, wo furchtbare Hungersnöte (so in Indien und China), ja die Ausrottung ganzer Völker (so in Nordamerika und auf den Antillen) Folge der kapitalistischen Methoden sind. Kriege gegen Völker, die sich gegen die koloniale Ausbeutung wehren, werden mit christlichen Parolen getarnt, so der Opium-Krieg (1839–1842) und der Boxer-Krieg (1900) in China.

Einzelne Christen suchen nach dem Beispiel des heldenmütigen Bischofs Bartolomé de Las Casas (1474–1566), des „Vaters der Indios“, gegen die Kolonialgreuel anzukämpfen. Ruhmvoller Erwähnung wert sind die katholischen Priester, die sich 1810 in Mexiko an die Spitze der aufständischen Indianer stellen, um für sie die Bürger- und Menschenrechte zu erkämpfen: Don Miguel Hidalgo, Don José María Morelos und Don Mariano Matamoros. Die Schreckensszenen des Deutschen Bauernkrieges wiederholen sich hier: die spanische Kolonialverwaltung läßt diese Freiheitshelden im Priesterrock nach Niederschlagung des Aufstandes 1811 standrechtlich er-

schießen. Im allgemeinen aber verhalten sich die christlichen Geistlichen und Missionare in den außereuropäischen Ländern passiv, ja, sie arbeiten in nicht wenigen Fällen mit der Kolonialverwaltung zusammen.

#### b) Parlamentarismus und Imperialismus

Die bürgerliche Demokratie nach englischem Muster wird während des 19. Jahrhunderts in fast allen europäischen Ländern eingeführt. Die Bildung der Volksvertretung auf Grund allgemeiner und geheimer Wahlen gilt als Kennzeichen der „freien“ Betätigung des Volkswillens. In Wahrheit entwickelt die herrschende Klasse zahlreiche Möglichkeiten, um den Volkswillen zu beeinflussen und zu lenken, so durch die finanzielle Beherrschung der Presse, durch die „Wahlspenden“ an die großen, von der Hochfinanz abhängigen Parteien oder durch Verfassungsbestimmungen – z. B. in der deutschen Verfassung von 1871 –, die jede echte Initiative der Volksvertretung ausschließen. Nicht zuletzt werden die Abgeordneten selbst durch Diäten, Aufwandsentschädigungen, Aufsichtsratsposten, Spekulationsmöglichkeiten u. a. m. korrumpiert.

Diese Korruption beschränkt sich nicht auf Vertreter der bürgerlichen Klasse, sondern ergreift auch die Oberschichten des Proletariats (die „Arbeiter-Aristokratie“). Lenin schreibt: „Der Imperialismus, der die Aufteilung der Welt . . . bedeutet, schafft die wirtschaftliche Möglichkeit zur Bestechung der Oberschichten des Proletariats und nährt, fördert und festigt dadurch den Opportunismus“ („Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus“, S. 91).

Lenin hat in einleuchtender Weise dargelegt, daß im höchsten Stadium des Kapitalismus die Aufteilung der Erde unter die Kapitalistenverbände und unter die Großmächte erfolgt: „Der Kolonialbesitz hat nach 1876 ungeheuer zugenommen: er wuchs bei den sechs Großmächten von 40 auf 65 Millionen Quadratkilometer, auf mehr als das Anderthalbfache; der Zuwachs beträgt 25 Millionen Quadratkilometer, anderthalbmal soviel wie die Bodenfläche der Mutterländer (16,5 Millionen). Drei Mächte hatten 1876 überhaupt keine und die vierte, Frankreich, hatte fast keine Kolonien. Bis zum Jahre 1914 hatten diese vier Staaten Kolonien mit einer Fläche von 14,1 Millionen Quadratkilometer erworben, was ungefähr das Anderthalbfache der Gesamtfläche Europas ausmacht“ (a. a. O., S. 71).

Der Parlamentarismus hat zur Folge, daß sich in vielen Ländern Europas christliche Parteien bilden, die sich bemühen, die Politik des Imperialismus in Einklang zu bringen mit christlichen Anschauungen. Solche Parteien sind z. B. in Deutschland die Zentrumsparlei, in Österreich die Christlich-Sozialen, in Holland die Katholische Volkspartei. Diese Parteien betonen in der Innenpolitik gewisse soziale Notwendigkeiten bisweilen stärker als andere bürgerliche Parteien; in

der Außenpolitik aber sind sie völlig von den machtpolitischen Zielen des Imperialismus fasziniert. Viele Christen lehnen es ab, ihre politische Haltung von christlichen Vorstellungen bestimmen zu lassen; sie entscheiden sich, ihrem Klasseninteresse entsprechend, entweder für die Konservativen oder für die Arbeiterparteien.

### c) Positivismus und Eklektizismus

Rationalismus und Aufklärung beherrschten am Ende des 18. Jahrhunderts Europa. Sie wurden am Anfang des 19. Jahrhunderts abgelöst durch die Lehre Georg Wilhelm Hegels (1770–1831). Dem Hegelianismus, der in allen Ländern Europas Anhänger fand, stellte sich der naturwissenschaftliche Materialismus von Büchner („Kraft und Stoff“, 1855), Mole-schott („Der Kreislauf des Lebens“, 1852) und Haeckel („Die Welträtsel“, 1899) entgegen. (Vom dialektisch-historischen Materialismus war in anderem Zusammenhang bereits die Rede.)

Modephilosophie des 19. Jahrhunderts aber wurde in den ökonomisch führenden Ländern – England, Frankreich und den USA – der Positivismus, begründet von Auguste Comte (1798–1857), fortgesetzt von John Stuart Mill (1806–1873) und Herbert Spencer (1820–1903). Der Positivismus bezweifelt die Objektivität aller wissenschaftlichen Beobachtungen. Er will sie nur als Sinneseindrücke gelten lassen, ist also hinsichtlich der Erkennbarkeit der Welt sehr skeptisch. So wird der Positivismus zum Wegbereiter der Verherrlichung des Irrationalen.

Hand in Hand mit der positivistischen Philosophie geht das Interesse für die Weltanschauungen außereuropäischer Kulturen. Die Lehre Buddhas, die chinesischen Philosophen Kong-tse und Lao-tse finden jetzt großes Interesse und begeisterte Schüler in Europa. Ein Eklektizismus, ähnlich dem der spätromischen Zeit, ist die Folge. In Antithese zum Positivismus und in Anlehnung an östliche Traditionen entstehen Lehren wie der Spiritismus, die Theosophie und die Anthroposophie (begründet von Rudolf Steiner, 1861–1925).

Die Gültigkeit der Wertmaßstäbe des Christentums wird in dieser Atmosphäre fragwürdig. Es gibt Philosophen, die das Christentum als „Sklavenmoral“ ablehnen (Friedrich Nietzsche). Unter Mißbrauch wissenschaftlicher Elemente der Anthropologie entsteht die Rassenlehre, zuerst vertreten von dem Franzosen Arthur Graf Gobineau (Essai sur l'inégalité des races humaines“, 1853–1855), später von dem Engländer Houston St. Chamberlain („Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“, 1899) und dem Deutschen L. Woltmann („Die Germanen und die Renaissance in Italien“, 1905).

Die Rassenlehre in ihren verschiedenen Spielarten dient zur Rechtfertigung der Unterdrückung der Kolonialvölker, der Rassentrennung in den USA und Südafrika, zur Begrün-

dung des Antisemitismus, schließlich zur Ablehnung der Begriffe „Menschheit“ und „Menschlichkeit“. „Menschheit ist für mich nur ein zoologischer Begriff“ (Oswald Spengler).

## 3. Die große Krise

### a) Ökonomische Faktoren

Die Entwicklung des Kapitalismus zur Herrschaft der Monopole und zum Imperialismus schafft die Voraussetzungen für eine allgemeine Krise der bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Lenin führt folgende fünf Merkmale für dieses Stadium auf:

„1. Konzentration der Produktion und des Kapitals, die eine so hohe Entwicklungsstufe erreicht hat, daß sie Monopole schafft, die im Wirtschaftsleben eine entscheidende Rolle spielen;

2. Verschmelzung des Bankkapitals mit dem Industriekapital und Entstehung einer Finanzoligarchie auf der Basis dieses ‚Finanzkapitals‘;

3. der Kapitalexport, zum Unterschied vom Warenexport, gewinnt besonders wichtige Bedeutung;

4. es bilden sich internationale monopolistische Kapitalistenverbände, die die Welt unter sich aufteilen, und

5. die territoriale Aufteilung der Erde unter die kapitalistischen Großmächte ist beendet“ (a. a. O., S. 78).

Mit der Aufteilung der Erde endet die Erschließung immer neuer Märkte, die den wichtigsten Antrieb zur ständigen Vermehrung der Produktivkräfte in der Periode des kapitalistischen Aufstiegs bildete. Die Monopole haben ein Interesse nicht in erster Linie an einer Erweiterung, sondern an einer maximal profitablen Ausnutzung der vorhandenen Anlagen. Die Festlegung ganzer Betriebszweige in Kartellen führt zu ähnlichen Hemmungen wie im Mittelalter der Zunftzwang. In Deutschland allein entstehen im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts mehr als 2000 neue Kartelle. An die Stelle des Freihandels tritt in allen europäischen Ländern ein System steigender Schutzzölle.

In den Industrieländern führen die Absatzkrisen zu Massenentlassungen und Arbeitslosigkeit, in den Kolonialländern zu Hungersnöten. Durch diese ökonomischen Schwierigkeiten wird in den Industrieländern die Arbeiterbewegung, in den Kolonien die nationale Freiheitsbewegung aktiviert.

Das kapitalistische Streben nach dem Maximalprofit, das in der Periode des bürgerlichen Aufstiegs Wissenschaft und Technik förderte, beginnt nun, sie zu hemmen. Die Monopole gehen dazu über, neue Erfindungen aufzukaufen, nicht um sie anzuwenden, sondern um ihre Anwendung zu verhindern und

die völlige Amortisation der in den bestehenden Anlagen festgelegten Kapitalien zu sichern. Der Kapitalismus wird vom Motor zur Bremse des Fortschritts.

#### b) Politische Faktoren

Die bürgerliche Demokratie enthüllt im Zeichen des Monopolkapitalismus und Imperialismus ihr wahres Gesicht. Friedrich Engels („Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“, 1882) faßt diese Erkenntnis in dem Satze zusammen: „Wir wissen jetzt, daß dieses Reich der Vernunft nichts war als das idealisierte Reich der Bourgeoisie, daß die ewige Gerechtigkeit ihre Verwirklichung fand in der Bourgeois-Justiz; daß die Gleichheit hinauslief auf die bürgerliche Gleichheit vor dem Gesetz; daß als eines der wesentlichsten Menschenrechte proklamiert wurde – das bürgerliche Eigentum; und daß der Vernunftstaat, der Rousseausche Gesellschaftsvertrag ins Leben trat und nur ins Leben treten konnte als bürgerliche demokratische Republik.“

Der Verfall der bürgerlichen Demokratie tritt immer offener zutage. Die „freien Wahlen“ werden mehr und mehr manipuliert, teils mit Terror und offener Bestechung, wie in den südamerikanischen Staaten, teils durch raffinierte Lenkung der Propagandamittel, wie in den europäischen Demokratien. Wer sich den Interessen der herrschenden Klasse entgegenstellt, wird durch wirtschaftliche Zwangsmittel – Sperrung der Kredite bei Unternehmern, Entlassung bei Arbeitnehmern – oder durch polizeiliche Maßnahmen wie das Verbot unbequemer Parteien und Organisationen, endlich durch Diffamierung in jeder Form ausgeschaltet.

Richtschnur des politischen Handelns wird mehr und mehr die von moralischen Hemmungen gänzlich freie Machtpolitik. Das Vorbild einer solchen Politik hatten die herrschenden Klassen des Mittelalters während der Kreuzzüge bei den mohammedanischen Staaten der Levante gefunden. Die Sekte der Assassinen, die einen Teil des Libanons beherrschte und für Europa vorbildlich wurde in der Anwendung des politischen Mordes, lehrte: „Nichts ist wahr, und alles ist erlaubt.“ Der erste Politiker, der diese Grundsätze in Europa anwandte, war der Staufer Friedrich II. († 1250). In ein System gebracht wurde diese Lehre durch einen bürgerlichen Politiker, den Florentiner Nicolo Macchiavelli („Der Fürst“, 1532).

Der „Principe“ Macchiavellis war das Lehrbuch für alle Fürsten des Absolutismus. Während aber diese Fürsten in der Öffentlichkeit den Schein zu wahren suchten und – wie König Friedrich II. von Preußen – Macchiavelli sogar verleugneten („Antimacchiavell“, 1776), machen die bürgerlichen Politiker aus ihrer Anbetung der brutalen Macht kein Hehl mehr.

Napoleon, der „Überwinder der Revolution“, der am 5. Oktober 1795 auf den Straßen von Paris die demonstrierenden Volksmassen mit Kartätschen zusammenschießen läßt, wird Vorbild für alle, die über die Hemmnisse der demokratischen Formen rücksichtslos hinweggehen wollen. Napoleon III. ahmt das Beispiel seines Onkels nach (1851). Bismarck setzt sich in Preußen (1862) über die Beschlüsse des Landtags hinweg und verwirklicht seine politische Konzeption mit Hilfe des Militärs. Wilhelm II. bezeichnet das Parlament als „Schwatzbude“ und sucht, unter Ausnutzung der in der Verfassung von 1871 gegebenen Möglichkeiten, absolut zu regieren. In Italien wird Mussolini (1921), in Deutschland Hitler (1933) zum Diktator. Wilhelm II. und Hitler lösen die beiden Weltkriege aus, in denen sich die Krise des Kapitalismus entlädt.

#### c) Kulturelle Faktoren

Die Krise des Kapitalismus wirkt sich auf allen Gebieten, auch des kulturellen Lebens, aus. Die Philosophie war im Zeichen des bürgerlichen Aufstiegs gekennzeichnet durch den Willen zur Zusammenfassung aller Wissensgebiete unter großen Gesichtspunkten (Rationalismus und Idealismus). Die krisenhafte Entwicklung wird hier vom 19. Jahrhundert an deutlich in der rasch fortschreitenden Zersplitterung der Wissensgebiete, einem immer feiner differenzierten Spezialistentum, in dem wachsenden Gegensatz zwischen Natur- und Geisteswissenschaften. Auch die geistige Arbeit wird von der Tendenz zur Mechanisierung und Automatisierung erfaßt; die Rechenmaschine übertrifft bei der Lösung bestimmter Aufgaben das menschliche Gehirn an Schnelligkeit und Präzision. Parallel dazu entwickelt sich, nicht zuletzt unter dem Einfluß des Positivismus, ein Mißtrauen gegen das Denken. Der Rationalismus steht am Anfang dieser Entwicklung, am Ende der Glaube an das Irrationale.

Die Künste zeigt eine vergleichbare Entwicklung. Von Johann Sebastian Bach im 17. bis zu Ludwig van Beethoven am Anfang des 19. Jahrhunderts reicht eine Kette von Meisterwerken, die gekennzeichnet ist durch die Zusammenfassung aller musikalischen Ausdrucksmittel in großangelegten Kunstwerken (Oratorien, Opern, Symphonien). Auch hier folgt eine Auflösung und Zersplitterung der Formen, entwickelt sich ein Gegensatz zwischen weltlicher und geistlicher Musik, wandelt sich die Formensprache der Musik vom Melodiösen zum Atonalen. Auch hier greift die Mechanisierung Platz; Schallplatte und Tonband verdrängen die einst blühende Hausmusik.

Erzählende und darstellende Kunst gehen den gleichen Weg. Der Roman, anfangs die vollkommene Ausdrucksform des bürgerlichen Lebensgefühls, entartet zum bloßen Kriminal- oder Sexual-Roman. Das Theater, noch von Schiller am Ende

des 18. Jahrhunderts als „moralische Anstalt“ gefeiert, wird weithin zur unmoralischen Anstalt. Der Film als mechanisiertes Theater rückt an die Spitze der darstellenden Künste.

Die Architektur als sichtbares Zeichen der Epoche verirrt sich in einen Eklektizismus, der aus allen Zeitaltern Vorlagen wählt und sie schlecht nachahmt. Auf der anderen Seite verführt die Entwicklung neuer Baustoffe, insbesondere Beton und Glas, zur Verleugnung aller Tradition, zur Gestaltung abstrakter und bizarrer Formen. Ähnlich entwickeln sich Plastik und Malerei von hellenistischer Nachahmung aller Zeitalter bis zur abstrakten Kunst. Das Leitwort dieser ganzen Entwicklung lautet: Dekadenz, d. h. Verfall.

#### d) Religiöse Faktoren

„Die Bourgeoisie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, der ritterlichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt. Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst... hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheins entkleidet“ (Kommunistisches Manifest, a. a. O., S. 6).

Die moralischen Auswirkungen dieser Entwicklung ergreifen alle menschlichen Beziehungen. Die Ehe wird jetzt zum Gegenstand des Gespöts, die eheliche Treue als lächerlich dargestellt, die Freundschaft als Phrase, Treu und Glauben als Wechselspiel des Egoismus. Die Formen der Geselligkeit erstarren, geschmackvolle Schlichtheit weicht überladem Prunk, an Stelle geistvoller Konversation treten konventionelle Phrasen.

Die religiösen Formen bleiben äußerlich unverändert, aber sie werden von vielen nicht mehr ernst genommen. Der Kirchenbau des 19. Jahrhunderts erstarrt in geistloser Nachahmung mittelalterlicher Formen, insbesondere der gotischen. Die religiösen Kräfte der romantischen Bewegung, nach den Erschütterungen der napoleonischen Zeit von echter Begeisterung getragen, verflachen sehr rasch. Schleiermacher wandte sich in seinen „Reden an die Religion“ an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ (1799). Seinem Beispiele sind nicht wenige hervorragende Theologen gefolgt; die Masse der christlichen Prediger aber wandte und wendet sich nun nicht an die Gebildeten unter den Verächtern, sondern an die Ungebildeten unter den Verehrern der Religion. Breite Kreise der Bevölkerung gehören nur noch dem Namen nach einer Religionsgemeinschaft an. — „Abgesehen von religiös begabten Naturen und von Beschränkten ist der europäische Mann in der Blüte seiner Jahre nicht Christ. Bestenfalls kreuzt sich in ihm eine Wochentagsanschauung mit einem Sonntagsglauben, der auf das Fühlen, geschweige das Handeln, nicht wirkt“

(Walter Rathenau, An Deutschlands Jugend, 1918; Werke aus Kriegs- und Nachkriegszeit, Berlin, 1929, S. 135).

Das trifft insbesondere für die Arbeiterschaft zu. Ihre Lebensbedingungen unter der Herrschaft des Kapitalismus sind so, daß der einzelne kaum noch zum Bewußtsein seiner Menschenwürde kommt. Der französische Jesuit Desqueyrat hat in seinem Buche „La crise religieuse des temps nouveaux“ (Paris 1955) die Auswirkungen dieser Entwicklung an vielen Beispielen erläutert: „Man sagt, daß der Mann aus der Bretagne, wenn er nach seinem Militärdienst sich in Paris selbständig machen will, Gott im Handgepäck auf dem Bahnhof Montparnasse zurückläßt und, wenn er nach der Bretagne zurückkehrt, sei es um die Seinen wiederzusehen oder einige Urlaubstage zu verbringen oder um sich zur Ruhe zu setzen — Gott beim Handgepäck wieder abholt und auf dem Lande wieder ein ‚guter Christ‘ wird“ (a. a. O., S. 103).

Weiter schreibt Desqueyrat: „Der Mensch von heute arbeitet nicht, er ‚schuffet‘, er ißt nicht, er ‚futtert‘, er geht nicht, er ‚haut ab‘... Der Mensch ‚schuffet‘, weil ihm alles fehlt, was ihn erst zum Menschen machen würde“ (a. a. O., S. 179). „Unter den Realitäten der modernen Welt kann man die psychologischen Tatsachen zusammenfassen in den Worten: Klassenkampf, Moral des Profits, Rückgang der Religion und Hoffnung auf Änderung der Lage“ (a. a. O., S. 34).

Aus dieser religiösen Krise suchen die einen — wie im Mittelalter — einen Ausweg auf dem Wege der Askese oder dem Wege der Ketzerei. Den Weg der Askese zeigen im Bereich der katholischen Kirche die zahlreichen Ordensgründungen seit dem 16. Jahrhundert, angefangen von der Gesellschaft Jesu (gegründet 1534). Während aber die mittelalterlichen Ordensgründungen die „vita communis“, das gemeinsame Leben, in einer in sich geschlossenen, der Gesellschaft außerhalb der Klostermauern moralisch überlegenen Gemeinschaft zum Ziele haben, werden jetzt konkrete Einzelaufgaben gestellt (Heidenmission, Krankenpflege, wissenschaftliche und publizistische Vorhaben). Auch hier macht sich also das Prinzip der Differenzierung und Zersplitterung geltend. Auf evangelischer Seite beobachten wir die Entfaltung einer Vielzahl von Konfessionen und Denominationen; hier wird der Weg der Ketzerei, die Schaffung immer neuer religiöser Gemeinschaften konsequent und oft mit bewundernswertem Mut weitergegangen.

Nur allmählich setzt sich auch in Kreisen der bewußt religiösen Menschen die Erkenntnis durch, daß die Erscheinungen der religiösen Krise nur Symptome der allgemeinen Krise des gesellschaftlichen Lebens sind und daß man die ökonomischen und politischen Ursachen dieser allgemeinen Krise beseitigen muß, wenn man eine wirkliche Gesundung auch des religiösen Lebens erreichen will.

## Der Weg zum Sozialismus

Das 20. Jahrhundert ist die Epoche des weltweiten Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus. Die Keime des Neuen waren auch diesmal im Schoße der alten Gesellschaftsordnung entstanden: im 19. Jahrhundert nahm die Produktion immer stärker gesellschaftlichen Charakter an, entwickelte sich in allen europäischen Ländern die Lohnarbeiterschaft, das Proletariat, das zum Träger der neuen Entwicklung werden sollte. Im 19. Jahrhundert vollbrachten Marx und Engels die Vereinigung von Arbeiterbewegung und sozialistischer Theorie. Das „Kommunistische Manifest“, veröffentlicht am Vorabend der bürgerlichen Revolution von 1848, wurde richtungweisend für die Arbeiterklasse aller Länder.

Die Große Sozialistische Oktoberrevolution führte 1917 den Sieg des Sozialismus in einem Lande herbei. Die Sowjetunion hat in vier Jahrzehnten den Aufbau des Sozialismus vollendet und formt nun die Grundlagen des Kommunismus. Den Plan dafür entwickelt das vom XXII. Parteitag der KPdSU im Oktober 1961 angenommene neue Programm, das mit Recht als das „Kommunistische Manifest des 20. Jahrhunderts“ bezeichnet worden ist.

„Der Kommunismus ist ein jahrhundertalter Traum der Menschheit. Die werktätigen Massen glaubten, daß einmal nach Überwindung der Sklaverei und der Abhängigkeit, der Willkür und des Elends, des erbitterten Kampfes um ein Stück Brot und der Kriege unter den Völkern eine Gesellschaft kommen wird, in der Frieden und Arbeit, in der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit herrschen werden. Aus den spontanen Massenbewegungen entstanden die utopischen Theorien von einem kommenden goldenen Zeitalter“. So hat Nikita S. Chruschtschow bei Begründung des neuen Programms vor dem XXII. Parteitag am 18. Oktober 1961 erklärt („Presse der Sowjetunion“, 1961, S. 2695).

Alle großen fortschrittlichen Traditionen der Menschheit münden in diesen großen Strom. Auch die fortschrittlichen Traditionen des Christentums können hier ihre Verwirklichung finden. Diese durch die Lehren der Geschichte begründete Erkenntnis bestärkt uns Christen in der Entschlossenheit, Ja zu sagen zum Sozialismus und zu den gewaltigen Perspektiven, die er eröffnet.

### I. Von der Utopie zur Wissenschaft

Der vollkommene Staat, in dem das Leben und Glück aller verwirklicht wird, ist schon im Altertum von großen Denkern wie Plato geschildert worden. Und auch der Spott über solche Weltverbesserer hat schon im klassischen Athen den Beifall aller beharrenden Kräfte gefunden: „Wolkenkuckucksheim“ (griech.: Nephelokokkygia) nennt Aristophanes in seiner Komödie „Die Vögel“ den idealen Staat (411 v. Chr.).

Die Christen der ersten Jahrhunderte entwickeln die jüdische Vorstellung von dem messianischen Reich zu der Lehre von der kommenden Herrschaft Christi auf Erden. Die Dauer dieser Herrschaft, die dem Jüngsten Gericht vorangehen soll, wird für ein Jahrtausend erwartet; daher bezeichnet man diese Lehre als Chiliasmus (griech. chilioi: tausend). Von ihr ausgehend, entwickelt sich das Bild vom vollkommenen Staate weiter. Die entscheidenden Stufen dieser Entwicklung kann man mit den Worten: Chiliasten, Utopisten, Sozialreformer und Sozialisten kennzeichnen.

### 1. Chiliasten und Utopisten

Das 20. Kapitel der Apokalypse (entstanden am Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts) schildert das tausendjährige Reich Christi: „(Der Engel) ergriff den Drachen, die alte Schlange, das ist der Teufel und Satan, und band ihn fest auf tausend Jahre ... Und ich sah die Seelen derer, die wegen des Zeugnisses für Jesus und wegen des Wortes Gottes enthaupet worden waren, die das Tier und sein Bild nicht angebetet hatten und sein Zeichen nicht angenommen hatten auf Stirn oder Hand. Sie lebten und regierten mit Christus tausend Jahre ...“

Dieses Hoffnungsbild verschmilzt später mit dem anderen, dem Bilde des himmlischen Jerusalem, von dem das 21. Kapitel der Apokalypse berichtet: „Ich sah die heilige Stadt, ein neues Jerusalem, aus dem Himmel herniederkommen ... Ich hörte eine laute Stimme vom Throne her sagen: Siehe das Zelt Gottes unter den Menschen. Er wird unter ihnen wohnen. Sie werden ein Volk sein ... Und er wird abtrocknen jede Träne von ihren Augen. Der Tod wird nicht mehr sein, weder Trauer noch Klage noch Schmerz wird mehr sein, denn das Frühere ist vorbei.“

#### a) Die Stadt Gottes

Christus wird in der Apokalypse gefeiert als der, „der war, der ist und der kommt“ (griech.: erchomenos). Die Vorstellung von der nahen Ankunft Christi ist in der Christenheit immer wieder aufgetaucht, insbesondere in schlimmen Zeiten. Es ist aber nicht so, als ob die Christen dieses Wunschbild als einen Vorwand betrachtet hätten, die Hände in den Schoß zu legen und sich von den Forderungen des Tages abzuwenden. Im Gegenteil: der Blick auf das kommende Reich Christi verstärkt die Entschlossenheit, sich durch Bewährung und Bekenntnis in diesem Leben als einen der Auserwählten zu kennzeichnen.

Bei Augustinus (354–430) finden wir eine dynamische Verbindung der Vorstellung von der „Stadt Gottes“ und dem Wirken der Christen in dieser Welt. Er deutete die „Stadt Gottes“ (lat.: Civitas Dei) als die Gemeinschaft der Auserwählten, der Nachfolger Christi, die in den Städten und

Staaten dieser Welt durch ihr Leben, ihre Gemeinschaft und ihr Handeln Gerechtigkeit und Frieden verwirklichen, während die Staaten der Welt ihrem Wesen nach Ungerechtigkeit und Krieg sind: „Die erste Stadt, der erste Staat sind von einem Brudermörder (Kain) gegründet worden; ein Brudermord hat auch die Anfänge Roms befleckt; so befleckt, daß man sagen kann: es ist Gesetz, daß da, wo sich ein Staat erheben soll, vorher Blut geflossen sein muß“ (Gottesstaat XV). Und weiter: „Was sind die Staaten dieser Welt, da die Gerechtigkeit hinweggenommen ist, anderes als große Räuberbanden?“ (Gottesstaat IV). — Die Bewährung in diesem Leben ist nach Augustin (wie später bei Calvin) geradezu der Beweis dafür, daß ein Christ zu den Auserwählten Gottes gehört.

Diese Lehre ist von wahrhaft säkularer Wirkung gewesen. Jedes Kloster stellt einen Versuch dar, ein irdisches Abbild der „Stadt Gottes“ zu sein, die Gemeinschaft der Heiligen schon auf Erden zu verwirklichen. Zahlreiche Versuche der gleichen Art reichen über die Mauern der Klöster hinaus. So die „Vita communis“ (gemeinsames Leben), die im 11. Jahrhundert während des Investiturstreites in der schweizerischen Stadt Schaffhausen eine Reihe von Geistlichen und Laien bilden, indem sie ihren Besitz zusammenlegen (vgl. Burckhardt in „Griechische Kulturgeschichte“, I/377). So die Gründung der Augustiner-Chorherren, bei der ursprünglich nicht die Stiftung eines neuen Ordens, sondern der Zusammenschluß des Weltklerus nach dem Vorbild der Orden beabsichtigt ist.

Im Jahre 1000 erwarteten nicht wenige den Untergang der Welt und den Anfang des Reiches Christi. — Im „Ewigen Evangelium“ des Joachim di Fiore († 1202) klingt das Leitmotiv der chiliastischen Hoffnung nach. Joachim, der einen Zweig des Zisterzienserordens gründete, vertrat in seinen Schriften; insbesondere der „Konkordanz beider Testamente“ und dem „Kommentar zur Apokalypse“, die Lehre von den drei Stufen der Geschichte: „Drei Zustände sind dieser Welt bestimmt: der erste, in dem wir unter dem Gesetze (des Moses) standen, der zweite, in dem wir unter der Gnade leben, und ein dritter, den wir nahe erwarten, unter der noch größeren Gnade ... Der erste Zustand war uns gegeben im Wissen, der zweite im Besitze der Weisheit, der dritte in der Fülle des Geistes.“ Dem ersten Zustand entsprach das Alte Testament („Reich des Vaters“), dem zweiten das Neue Testament („Reich des Sohnes), dem dritten das „Ewige Evangelium“ (Reich des Heiligen Geistes“), als dessen Verkünder Joachim auftritt.

Alle, die von ihm beeinflusst sind, versuchen fortan, ein „neues Jerusalem“ zu bauen: das gilt für das Tabor der Hussiten, das Münster der Wiedertäufer, das Genf Calvins.

Den Staat der Auserwählten wollen die Pilgerväter gründen, als sie in Massachusetts landen, nicht anders die Quäker, als sie Pennsylvanien gründen. Ähnliche Züge finden wir in den pietistischen Gemeinden des 17. und 18. Jahrhunderts, vor allem bei den Herrnhutern. Noch 1847 gründen die Mormonen Salt Lake City, um ein neues Jerusalem zu schaffen.

#### b) Die Insel Utopia

Die Humanisten haben auch diese Idee säkularisiert. Thomas More, der englische Humanist und Jurist, war gewiß ein frommer Mann — er hat es durch seinen Märtyrertod bewiesen —, aber in seiner „Utopia“ (1516) ist vom neuen Jerusalem und vom tausendjährigen Reiche nicht mehr die Rede. Den wirtschaftlichen und rechtlichen Zuständen seiner Zeit, die im Zeichen von Unvernunft und Unrecht stehen, stellt More das Idealbild eines besseren Staates gegenüber. Auf der Insel Utopia gibt es kein Privateigentum, sondern nur Gemeineigentum. Reichtum und Armut, Müßiggang und Ausbeutung sind unbekannt. Jeder genießt eine ausgezeichnete Erziehung und hat die Möglichkeit zur Weiterbildung, zur Erholung steht genügend Freizeit zur Verfügung. Das Volk der Utopier ist religiös, doch wird jede abweichende Meinung mit Toleranz behandelt.

Ein Seitenstück zu der „Utopia“ ist Thomas Campanellas „Sonnenstaat“ (1627). Campanella ist ein Landsmann Joachim di Fiore. Der Versuch, in Calabrien einen Aufstand ins Werk zu setzen, bringt ihm 27 Jahre Kerkerhaft ein. — Während bei More die staatliche Verwaltung durch die Vollkommenheit der Gesellschaftsordnung fast überflüssig gemacht worden ist, erscheint der Sonnenstaat des Italieners als eine straff gelenkte sozialistische Ordnung. Das Leben vollzieht sich militärisch pünktlich nach der Uhr. Zeit und Arbeitskraft werden planmäßig zu höchstem Nutzeffekt gebracht. Alle Bürger müssen arbeiten, aber ein Vierstundentag genügt. Die Gewerbe werden jeweils gemeinsam, ohne Einzelgewinn betrieben; der Ertrag kommt der Gemeinschaft zugute. Selbstsucht, Armut und Reichtum sind unbekannt. Der Staat garantiert die gerechte Verteilung der Güter.

Wir übergehen hier die weiteren Utopien, die im 17. und 18. Jahrhundert veröffentlicht worden sind; unter den Verfassern sind so bedeutende Schriftsteller wie Johann Valentin Andreae und Albrecht von Haller. Wohl aber müssen wir hinweisen auf einen bedeutenden Versuch, die Ideen dieser Utopien in die Wirklichkeit umzusetzen. Die „Reduktionen“ der Jesuiten in Paraguay stellen einen großangelegten Versuch dar, insbesondere die in Campanellas „Sonnenstaat“ dargelegten Pläne auszuführen. Die Jesuiten haben den Versuch gemacht, das koloniale Problem aus dem Geiste christlicher Verantwortung heraus neu zu lösen. Den Ausbeutermethoden



der Spanier und Portugiesen wird hier eine vernünftige, gewaltlose und milde Erziehung der Naturvölker gegenübergestellt. — Vom mittleren Parana ausgehend entstanden die Reduktionen, die schließlich einen erheblichen Teil der heutigen Staaten Paraguay, Uruguay, Argentinien, Chile, Bolivien und Brasilien in ihren Bereich zogen. Die Jesuiten nutzten die starke musikalische Begabung der südamerikanischen Indianer, um sie durch Musik zutraulich zu machen, zur Ansiedlung zu bewegen und schließlich zu geregelter Arbeit anzuhalten. Es wurde die Zahl von 31 Reduktionen erreicht, von denen jede 3000 bis 6000 Seelen zählte.

Grund und Boden waren in den Reduktionen nur zum kleineren Teil Privatbesitz, zum größeren Teil Gemeineigentum. Drei Tage in der Woche wurde der private, drei Tage der gemeinsame Acker bestellt. Der Ertrag des gemeinsamen Ackers wurde zur Sicherung der Versorgung in den ertraglosen Monaten und zur Bereitstellung des Saatgutes für das neue Jahr verwendet. Die geerntete Baumwolle wurde gemeinsam versponnen und verarbeitet und jedem gleichmäßig Kleidung zugeteilt. Zahlreiche Handwerke wurden in den Reduktionen entwickelt. Der Handel vollzog sich auf dem Wege des Tausches. Geld war in den Reduktionen unbekannt. Es war hier alles verwirklicht, was die Utopisten erstrebt hatten: Gemeinsamkeit der Produktion und des Konsums, Beseitigung der Geldwirtschaft, allgemeine Gleichheit der Bürger, allgemeine Arbeitspflicht und Achtstundentag, staatliche Erziehung der Kinder, freie Wahl des Berufs, Aufhebung jeder materiellen Not, Versorgung der Greise, Kranken, Witwen und Waisen.

Selbst ein erklärter Gegner der Kirche wie Voltaire bezeichnet den Staat der Reduktionen als einen „Triumph der Menschlichkeit“. Von 1610 bis 1768 hat dieser Staat bestanden; er wurde durch die Aufhebung des Jesuitenordens beseitigt. Die Eingeborenen gingen in die Wälder zurück, als sie der spanischen Kolonialverwaltung unterstellt worden waren. Ruinen der Kirchen und anderer fester Gebäude der Reduktionen sind heute noch in den Urwäldern Südamerikas zu finden. Die kapitalistische Gesellschaft ist nicht imstande gewesen, die kulturelle Blüte, die damals in jenen Gebieten bestand, je wieder zu erreichen.

## 2. Der utopische Sozialismus

Wir hatten gesehen, daß die Wunschträume der Chiliasten und Utopisten stets begleitet waren von Versuchen, wenigstens einen Teil der erhofften Verbesserungen des gesellschaftlichen Lebens zu verwirklichen. Nicht anders ist es bei den utopischen Sozialisten. Die Entwicklung des utopischen Sozialismus beginnt in Frankreich am Ende des 18. Jahrhunderts als Reaktion auf die Enttäuschung, die das Wirken der bür-

gerlichen Republik bei den ärmeren Schichten des Volkes erweckt. Die Kraft dieser Enttäuschung wächst in dem Maße, wie diese Unterschicht an Zahl und Selbstbewußtsein zunimmt, d. h. in dem Maße, in dem sich die Anfänge des proletarischen Klassenbewußtseins herausbilden.

### a) Babeuf

Die Erklärung der Menschenrechte vom 26. August 1789 proklamierte das bürgerliche Eigentum als ein „ewiges Menschenrecht“. Ziffer II dieser Erklärung lautet: „Ziel aller politischen Vereinigungen ist die Erhaltung der natürlichen und ewigen Menschenrechte. Diese Rechte sind: Freiheit, Eigentum, Sicherheit und Widerstand gegen Unterdrückung.“ In Ziffer XVII wird die Heiligkeit des Eigentums ausdrücklich erläutert: „Da das Eigentumsrecht heilig und unverletzlich ist, so kann keiner dessen beraubt werden, außer, wenn es nach der Meinung aller das allgemeine Wohl erfordert, und auch dann nur unter der Bedingung der vorläufigen Unantastbarkeit.“

Die vom Konvent im Juni 1793 unter Führung der Jakobiner vollendete Verfassung enthält eine Erklärung der Menschenrechte, die viel schärfer als die von 1789 die Gleichheit betont und soziale Gedanken enthält: Der Beitrag zu den öffentlichen Lasten wird als eine heilige Pflicht bezeichnet, das Recht auf Arbeit wird jedem Bürger zuerkannt, das allgemeine Glück als Staatszweck bezeichnet. Aber diese Verfassung ist nie in Kraft getreten; mit Rücksicht auf die kriegerischen Verwicklungen beschloß der Konvent am 10. Oktober 1793: „Die vorläufige Regierung Frankreichs ist bis zum Frieden revolutionär.“

Das war zunächst die Regierung des Wohlfahrtsausschusses, die auch eine Reihe von Maßnahmen im Sinne der Herstellung wirtschaftlicher Gleichheit ergriff: Kontrolle der Getreidevorräte im Juni 1793, im September des gleichen Jahres Beschlagnahme der Vorräte, Anordnung von Höchstpreisen, staatliche Zwangsanleihe auf alle höheren Einkommen, Beschlagnahme des Vermögens aller „Verdächtigen“ und Verteilung dieses Besitzes an die Bedürftigen. „Jeder Reichtum ist eine Gefahr für die republikanische Tugend“, erklärte Robespierre. Aber es blieb bei halben Maßnahmen; der Bereicherung der Armeelieferanten und der Rüstungsfabrikanten wagte niemand Schranken zu setzen.

Nach dem Sturze Robespierres (1794) folgte das durch und durch korrupte „Direktorium“, das den Namen einer „revolutionären Regierung“ für sich in Anspruch nahm, in Wahrheit aber als Interessenvertretung des Großbürgertums handelte. Die Höchstpreise und die ganze Gesetzgebung der Zwangswirtschaft wurden beseitigt. Bei den unteren Bevölkerungsklassen, die die Nachteile dieser Wendung zu tragen hatten, wurde nun die Wiederherstellung der Verfassung von

1793 zum Losungswort. Im April und Mai 1795 mußten Aufstände der Pariser Stadtbevölkerung niedergeschlagen werden. 1796 wurde François Babeuf verhaftet, der in seiner Zeitung „Volkstribun“ die Errichtung einer Kommune gefordert hatte.

„Die Früchte der Erde gehören allen“, heißt es in dem von Babeuf entworfenen „Manifest der Gleichen“, „die Erde aber niemanden. Die kommunistische Ordnung ist die einzig gerechte, einzig normale... Wir brauchen die Gleichheit, aber nicht nur eine solche, die in der ‚Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte‘ verzeichnet ist, wir wollen, daß sie unter uns herrscht, unter den Dächern unserer Wohnungen.“ – Babeuf erstrebt eine Gütergemeinschaft im Landeigentum mit gemeinsamer planmäßiger Produktion und gleicher Zuteilung an alle. Seine Verschwörung aber wurde vor der Zeit aufgedeckt und kam daher nicht zum Zuge; Babeuf wurde 1797 hingerichtet.

Babeuf gebraucht als erster das Wort „Kommunismus“ für die Forderung nach Herstellung der Gleichheit nicht nur auf politischem, sondern auch auf wirtschaftlichem Gebiet. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wird allerdings nicht „Kommunismus“, sondern „Sozialismus“ das Leitwort aller, die nach der Einordnung der Lohnarbeiter, der Proletarier, in die bürgerliche Gesellschaft streben. Der erste, der das Wort „Sozialismus“ in diesem Sinne verwendet, ist wohl Giacomo Giuliani in seiner Schrift „L'antisocialismo confutato“ (Widerlegung des Antisozialismus, 1803), die sich gegen Rousseau richtet. Diese ersten Sozialisten denken nicht wie Babeuf an Gewalt, sondern an friedliche Maßnahmen; ihren Zielsetzungen und Methoden nach sind sie also Sozialreformer.

#### b) Saint-Simon

Friedrich Engels nennt in seiner Schrift „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“ (1882) als ersten der utopischen Sozialisten den Franzosen Saint-Simon. Engels stellt fest, daß „wir bei Saint Simon eine geniale Weite des Blicks entdecken, vermöge der fast alle nicht streng ökonomischen Gedanken der späteren Sozialisten bei ihm im Keime enthalten sind“.

Claude Henri de Rouvroy, comte de Saint-Simon (1760–1825) stammt aus dem französischen Hochadel, kämpft als neunzehnjähriger Leutnant im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg auf seiten der Aufständischen, nimmt als Oberst seinen Abschied, erwirbt als Börsenspekulant in der Revolution ein Vermögen, wird von den Männern des Wohlfahrtsausschusses verhaftet und durch den Sturz Robespierres befreit. Im Gefängnis, während er darauf wartet, zur Hinrichtung geführt zu werden, hat er eine Vision, in der ihm der Ahnherr seines Hauses, Karl der Große, verheißt: auch er, Saint Simon, werde eine Tat vollbringen, die das Antlitz Europas verändere.

Schon von Amerika her ist Saint-Simon fasziniert von dem Begriff „Industrie“: Die Industrie, das ist die Zukunft, ist der Schlüssel zu einem neuen Zeitalter. Er sucht die Öffentlichkeit für seine Ideen zu interessieren. Daß er sein Vermögen verliert, macht keinen Eindruck auf ihn; er ist unerschöpflich in immer neuen Einfällen, um Geld für seine Schriften aufzutreiben, die seit 1802 in langer Folge (es sind nicht weniger als 24 Einzelschriften) erscheinen. Erst in seinen letzten Lebensjahren bildet sich ein Kreis von Anhängern um ihn, während man ihn vorher als Narren behandelt hat. Die besten Köpfe aber erkennen sein Genie: der Dichter Béranger tritt öffentlich für ihn ein, der Autor der *Marseillaise*, Rouget de l'Isle, wird sein Schüler, der Historiker Thierry und der Philosoph Auguste Comte helfen ihm als Sekretäre.

Saint-Simon fordert eine Erneuerung der Wissenschaft und eine Erneuerung der Gesellschaft mit Hilfe der neuen Wissenschaft. Er nennt seine Lehre „Die Wissenschaft vom Menschen“ (1813). – „Die Krise, in der sich die politische Ordnung seit 30 Jahren befindet“, schreibt er 1820, „stellt ihrem Wesen nach den Verfall des feudalen und theologischen Systems dar... Das industrielle und wissenschaftliche System hat sich bereits unter der Herrschaft des feudalen und theologischen Systems herausgebildet“ (*Oeuvres de Saint-Simon et d'Enfantin*, Paris 1865 sq.; tom XXI, 3).

Saint-Simons Methode ist historisch: das Studium der Geschichte wie die Beobachtung der Menschen der Gegenwart lehrt die richtigen Folgerungen für die Zukunft zu ziehen: „Die Leistungsfähigkeit unseres Denkens in materieller wie geistiger Richtung ist die gleiche... Die wahre Philosophie besteht also darin, unsere Kenntnisse über den moralischen wie über den physischen Menschen im gleichen Verhältnis zu entwickeln“ (a. a. O. XXXIX, 43). Entscheidend für die Entwicklung des materiellen Lebens ist die körperliche Arbeit, entscheidend für die des sittlichen Lebens die geistige Arbeit, die immer höhere Prinzipien des Denkens hervorbringt.

Was lernen wir aus der Geschichte für das Leben der menschlichen Gesellschaft? Die Herrschaft liegt immer in den Händen der Klasse von Menschen, die jeweils die für die Gesellschaft wichtigste Arbeit leistet. Da sich die Art dieser wichtigsten Arbeit verändert, wechseln auch die herrschenden Klassen. Wie im Leben des einzelnen, treten infolgedessen auch im Leben der Gesellschaft Krisen ein. Die Entwicklung vollzieht sich im Dreitakt: altes System – Krise – neues System. Das neue System bildet sich schon während der Herrschaft des alten aus; die Klasse, die unter dem neuen System die herrschende sein wird, bildet den Motor der Krise. Saint Simon unterscheidet drei Entwicklungsstufen:

materiell: Sklaverei	geistig: theologisches System
Feudalismus	metaphysisches System
Industrialismus	wissenschaftliches System

Eine solche Krise hat mit der Französischen Revolution eben begonnen; die feudale Klasse ist im Abstieg, die der Industriellen im Aufstieg. Es gilt jetzt, die Krise mit Hilfe der neuen „Wissenschaft vom Menschen“ zu erkennen und zu vollenden: „Die Zukunft besteht aus den letzten Gliedern einer Kette, deren erste die Vergangenheit bilden; wenn man die ersten Glieder richtig studiert hat, ist es leicht, die folgenden festzulegen“ (a. a. O., XL, 22). — Die Verwirklichung des industriellen Systems wird die Menschheit in materieller und geistiger Beziehung einer Blüte zuführen, wie sie noch keine erlebt hat: „Das Goldene Zeitalter des Menschengeschlechts liegt nicht hinter uns, sondern vor uns... Es ist gegeben in der Vervollkommnung der gesellschaftlichen Ordnung; unsere Väter haben es noch nicht einmal von fern gesehen, unsere Kinder werden es eines Tages erreichen; unsere Aufgabe ist es, ihnen den Weg zu bahnen“ (a. a. O. XV, 247).

Diese Andeutungen genügen, um zu zeigen, wie richtig das Urteil von Engels ist. Die Begriffe „Klasse“ und „Klassenkampf“, die Krisentheorie in einer rohen Form, die Lehre von der Aufeinanderfolge der Stufen in der Gesellschaftsordnung finden wir in den genialen Skizzen Saint-Simons. Diese Begriffe und Lehren haben den französischen Historiker Thierry (1795–1856) und den Philosophen Auguste Comte (1798–1857), den Begründer des Positivismus, stark beeinflusst; ihre Bedeutung für Karl Marx werden wir noch zu skizzieren haben. — Der entscheidende Fehler in Saint-Simons System ist, daß er Unternehmer und Arbeiter als eine Klasse — die „industrielle“ — zusammenfaßt. Doch ist anzuerkennen, daß die Entwicklung des Proletariats in Frankreich während der ersten beiden Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts noch nicht so weit vorangeschritten war, daß Saint-Simon seinen Fehler hätte erkennen und korrigieren können.

Wir übergangen hier die anderen bedeutenden Vertreter des utopischen Sozialismus in Frankreich, wie Charles Fourier (1772–1837) und die Begründer einer neuen kommunistischen Bewegung im Stile Babeufs, Auguste Blanqui (1805–1881) und Armand Barbis (1809–1870), die am 12. Mai 1839 versuchten, ihre Ideen in einem Aufstand durchzusetzen.

### c) Robert Owen

Von England ist die industrielle Revolution ausgegangen; es war nicht verwunderlich, daß sich unter den englischen Fabrikanten ein weitblickender Menschenfreund fand, der über die Beseitigung der von der Industrie verursachten Schäden nachdachte. Was Saint-Simon für die Entwicklung der Theorie des Sozialismus bedeutet, das bedeutet Robert Owen für die Praxis. Engels nennt Owen (1771–1858) einen „Mann von bis zur Erhabenheit kindlicher Einfachheit des Charakters und zugleich einen geborenen Lenker von Menschen wie wenige“.

Owen betrachtet es als sein Ziel, Ordnung in das von der industriellen Revolution ausgelöste Chaos zu bringen. „Er hatte es schon in Manchester als Dirigent über 500 Arbeiter einer Fabrik erfolgreich versucht. Von 1800 bis 1829 leitete er die große Baumwollspinnerei von New-Lanark in Schottland als dirigierender Associé (Gesellschafter) in demselben Sinn, nur mit größerer Freiheit des Handelns und mit einem Erfolg, der ihm europäischen Ruf eintrug. Eine allmählich auf 2500 Köpfe anwachsende, ursprünglich aus den gemischtesten und größtenteils stark demoralisierten Elementen sich zusammensetzende Bevölkerung wandelte er um in eine vollständige Musterkolonie, in der Trunkenheit, Polizei, Strafrichter, Prozesse, Armenpflege, Wohltätigkeitsbedürfnis unbekannte Dinge waren. Und zwar einfach dadurch, daß er die Leute in menschenwürdigere Umstände versetzte und namentlich die heranwachsende Generation sorgfältig erziehen ließ. Er war der Erfinder der Kleinkinderschulen und führte sie hier zuerst ein. Vom zweiten Lebensjahre an kamen die Kinder in die Schule, wo sie sich so gut unterhielten, daß sie kaum wieder heimzubringen waren. Während seine Konkurrenten 13 bis 14 Stunden täglich arbeiten ließen, wurde in New-Lanark nur 10½ Stunden gearbeitet. Als eine Baumwollkrise zu viermonatigem Stillstand zwang, wurde den feiernden Arbeitern der volle Lohn fortbezahlt...“ (Engels, a. a. O.).

Der große Erfolg von New-Lanark war für Owen der Ausgangspunkt einer bahnbrechenden Tätigkeit als Sozialreformer. 1815 forderte er ein Arbeiterschutzgesetz für England; 1819 wurde es Wirklichkeit. Der von ihm geforderte Zehnstunden-Tag, in jener Zeit eine unerhörte soziale Forderung, wurde 1847 in England Gesetz. Zur Beseitigung der infolge der zunehmenden Technisierung auftretenden Arbeitslosigkeit forderte er die Gründung von Arbeiterkolonien, in denen die Arbeiter von Staats wegen beschäftigt werden sollten. Bei dem Versuch, Musterkolonien dieser Art zu gründen (u. a. New Harmony im Staate Indiana, USA), opferte Owen sein Vermögen. Sein „Neues Soziales System“ legte er in den Büchern „A New View of Society“ (1812) und „The Book of the New World“ (1820) dar.

Das Versagen der Kirche in England gegenüber der Arbeiterfrage führte dazu, daß Owen 1817 die Kirche öffentlich angriff. Er forderte an Stelle von Gewissenszwang und geistlicher Tyrannei eine Religion der gegenseitigen Liebe und Duldung. An Stelle der kirchlichen Ehe forderte er die Zivilehe, die in England dann 1836 eingeführt wurde. — Durch die schweren Vermögensverluste, die er bei seinen Sozialexperimenten erlitt, ließ sich Owen nicht beirren. Seine späteren Unternehmungen wurden richtungweisend vor allem für die Einrichtung von Konsum- und Produktionsgenossenschaften der Arbeiter; man hat ihn deshalb als den Gründer der sozialen Genossenschaftsbewegung bezeichnen können.

Dem Geistlichen, der ihn kurz vor seinem Tode aufsuchte, antwortete er auf den Vorhalt, seine Bemühungen seien doch eigentlich ergebnislos geblieben: „Mein Leben war nicht nutzlos. Ich brachte der Welt wichtige Wahrheiten. Und wenn sie ihrer nicht achtete, so, weil sie sie nicht verstand. Ich bin meiner Zeit voraus.“

#### d) Lamennais

Die Juli-Revolution von 1830 bringt auch in kirchlichen Kreisen Frankreichs die Erkenntnis zum Durchbruch, daß die Christen der sozialen Frage größere Aufmerksamkeit schenken, ja, daß sie bei dem Kampfe um die Lösung dieser Frage die Führung ergreifen sollten. Félicité Robert de Lamennais wird zum Wortführer dieser Richtung. Zuerst Mathematiker, seit 1816 Priester, hat er zunächst – ähnlich wie in Deutschland Schleiermacher – sich mit einem „Versuch über die Indifferenz in religiösen Fragen“ (1817) an die Intelligenz gewandt. Auf Grund des Studiums der Schriften Saint Simons wendet sich Lamennais Ende der zwanziger Jahre den sozialen Fragen zu und sucht schon 1828 seine Anhänger in einer „Vereinigung zur Verteidigung der katholischen Religion“ zusammenzufassen.

Im Oktober 1830 bringt Lamennais eine Zeitschrift „L'avenir“ („Die Zukunft“) heraus. Sie wird zum Sammelpunkt der fortschrittlichen Katholiken Frankreichs. Nicht nur Graf Montalembert (später Führer der Liberalen Katholiken) und Lacordaire (später berühmt als Kanzelredner und Provinzial des Dominikanerordens in Frankreich) gehören zu seinen Anhängern, sondern auch die schon damals hoch angesehenen Dichter Victor Hugo und George Sand. Unter dem Leitwort „Gott und die Freiheit, der Papst und das Volk“ fordert Lamennais in seiner Zeitschrift Trennung der Kirche vom Staat sowie völlige Religions-, Unterrichts- und Pressefreiheit. Weiter tritt er für das Koalitionsrecht der Arbeiter gegenüber den Kapitalisten ein.

Lamennais hoffte, seine Haltung werde von der Kurie unterstützt werden. Hatte er doch 1824 bei einem Besuch in Rom volle Zustimmung und höchste Anerkennung gefunden, ja es war ihm die Erhebung zum Kardinal angeboten worden. Inzwischen aber war auf dem Stuhle Petri zweimal ein Wechsel eingetreten; an Stelle des den Forderungen der Zeit aufgeschlossenen Leo XII. (1823–1829) trug nun Gregor XVI. (1831–1846) die Tiara. Gregor war ein Mann, der aus seiner Antipathie gegen alle fortschrittlichen Gedanken kein Hehl machte. In der Enzyklika „Mirari vos“ verwarf Gregor ausdrücklich die von Lamennais erhobenen Forderungen, insbesondere die Freiheit des Unterrichts und der Presse.

Mit dem Buch „Worte eines Gläubigen“ antwortete Lamennais 1833 auf diese Enzyklika. Das in hinreißender Sprache

geschriebene Werk forderte Revolution und Volkssouveränität im Namen der Religion. Das Buch fand stärkste Beachtung in den Kreisen der sozialistischen Geheimbünde. Einer davon war der „Bund der Geächteten“ in Paris, in dessen Bundeszeitschrift Ludwig Börne, der nach Paris ausgewandert war, eine begeisterte Besprechung des Buches von Lamennais veröffentlichte. Börne übersetzte außerdem das ganze Buch ins Deutsche (1835). So las es Wilhelm Weitling, der vor 1848 einer der erfolgreichsten Vertreter des utopischen Sozialismus in Deutschland war. Die christlichen Gedanken, die sich in Weitlings Schriften finden, lassen deutlich den Einfluß Lamennais' erkennen.

Für Lamennais war die Folge der Veröffentlichung dieses Buches der Bruch mit der Kurie. 1834 nahm er die Exkommunikation auf sich. Mit ihm wandten sich zahlreiche Intellektuelle in Frankreich von der Kirche ab, so Victor Hugo und Georges Sand. Montalembert und Lacordaire sowie Alphonse de Lamartine folgten zwar dem von Lamennais gegebenen Beispiel nicht; in der Nationalversammlung von 1848 aber standen sie auf Grund dieser Vorgänge nicht im Lager der Konservativen, sondern der Republikaner.

#### e) Baader und Buß

Die Industrialisierung Deutschlands erfolgte weit langsamer und später als die Englands und Frankreichs. Pioniere der Industrialisierung wie Friedrich Harkort (seine erste Fabrikgründung 1819) und Friedrich Koenig (erste Schnelldruck-Fabrik 1817) mußten anfangs ihre Betriebe mit englischen Arbeitern einrichten. Koenig, der vorher in England gearbeitet hatte, klagt in seinen Briefen darüber, wie schwer es sei, deutsche Zimmerleute als Modellmacher, deutsche Schlosser und Grobschmiede als Monteure zu verwenden.

Als sich nun zeigt, daß die fortschreitende Industrialisierung für einen erheblichen Teil der Bevölkerung, nämlich für die Handwerker und Heimarbeiter, eine wesentliche Verschlechterung ihrer wirtschaftlichen Lage mit sich bringt, verbreitet sich die Auffassung, daß die Industrialisierung nicht ein Fortschritt, sondern ein Rückschritt sei. Wovon sollten alle die Menschen, deren Arbeit jetzt von Maschinen verrichtet wurde, künftig leben? Man sah den „Pauperismus“ heraufkommen; mit diesem neuen Modewort bezeichnete man in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts alles, was man seit etwa 1830 „die soziale Frage“ nannte. (Eine treffende Schilderung der Verschlechterung, die die Lage der Arbeiter, insbesondere der Handwerksgesellen in Deutschland, während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfuhr, gibt Kuczynski, Die Geschichte der Lage der Arbeiter in Deutschland, Berlin 1946, I, 48f.)

Selbst ein dem Fortschritt zugewandter Dichter wie Goethe gibt in seinem Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ (1821) dem Gefühl der Besorgnis Ausdruck, das auch viele Wohlmeinende angesichts der in ihren Wirkungen noch nicht zu übersehenden Anfänge der Industrialisierung in Deutschland erfüllte. Goethe läßt die „Schöne-Gute“ sagen: „Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich, es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam, aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen ... Hier bleibt nur ein doppelter Weg, einer so traurig wie der andere; entweder selbst das Neue zu ergreifen und das Verderben zu beschleunigen oder aufzubrechen ... und ein günstigeres Schicksal jenseits der Meere zu suchen“ (Wanderjahre III, 13).

Den stärksten Widerstand findet die Industrialisierung in den katholischen Gebieten. Die Philosophen der Spätromantik — Joseph Görres, Adam Müller, Franz von Baader — werden zu Wortführern im Kampfe gegen die heraufsteigende Welt des Kapitalismus. So kommt es, daß gerade unter diesen Männern in Deutschland zuerst sich die Aufmerksamkeit auf die Arbeiterfrage wendet. In dieser ersten Welle der christlichen Sozialreformer in Deutschland finden wir fast nur Katholiken. In den Kreisen der Spätromantiker setzt man Europa gleich Christenheit, den Sieg über Napoleon betrachtet man als den Sieg des Glaubens über die Revolution. Ähnlich wie in Frankreich Chateaubriand und Joseph de Maistre fordert Görres in seinen Büchern „Teutschlands künftige Verfassung“ (1819) und „Europa und die Revolution“ (1821) einen stärkeren Einfluß der Kirche bei der Gestaltung des politischen und gesellschaftlichen Lebens.

Aus diesem Geiste ist es zu verstehen, wenn Franz von Baader, der als Naturwissenschaftler einen besonders offenen Blick für die Probleme der Industrialisierung hatte und die Verhältnisse in England aus eigener Anschauung kannte, 1835 seinen Aufsatz „Über das dermalige Mißverhältnis der Vermögenslosen oder Proletairs zu den vermögenbesitzenden Klassen“ mit dem Leitwort versieht: „Fiat justitia et conservetur societas — Gerechtigkeit wird die Gesellschaft erhalten“ (Text bei Bredendiek, Christliche Sozialreformer des 19. Jahrhunderts, 1953, S. 55 f.). Baader betont sofort, daß Erhalten auch die Aufgabe in sich schließt, nichts veralten zu lassen: „So verglich Christus sein Wort und seine Lehre mit einem Samen, den seine Jünger austreuen und in Wachstum zu bringen haben, so daß das Christentum immer Neues an den Tag bringen sollte. Die Menschen machen aber eine Reliquie, Mumie oder Antiquität daraus, wie denn ihre gewöhnlichen Dogmatiken nur getrocknete Kräuter und dürre Samen-Kollektionen sind.“

Mit diesen für das Jahr 1835 recht kühnen Worten charakterisiert sich Baader trotz seiner in religiösen Fragen konservativen Haltung als ein fortschrittlicher Christ, der es mit den Proletariern ehrlich meint. Seine Worte können an Schärfe von keinem der späteren Kritiker übertroffen werden: „In der Tat, wer als Augenzeuge nur einen Blick in den Abgrund des physischen und moralischen Elends und der Verwahrlosung geworfen hat, welchen der große Teil der Proletairs in England und Frankreich preisgegeben ist (in welchen beiden Ländern jenes oben berührte Mißverhältnis mit der Entwicklung des industriellen Systems durch bloße Geldlöhnung sich am fühlbarsten machen mußte), der wird ... gestehen müssen, daß die Hörigkeit selbst in der härtesten Gestalt (als Leibeigenschaft, mit welcher die Geisteigenschaft gleichzeitig galt, wie denn keine ohne die andere bestehen kann) doch noch minder grausam und unmenschlich, folglich unchristlich war (denn Christentum ist Menschentum) als diese Vogelfreiheit, Schutz- und Hilflosigkeit des bei weitem größten Teils unserer, wie man sagt, blühendsten und kultiviertesten Nationen“ (a.a.O., S. 58/59).

Baader fordert, „daß der bis schier zur sozialen Nullität herabgekommene Klerus dem primitiven Amte des Diakonats wiedergegeben würde, welches bekanntlich mit der materiellen Pflege und Hilfeleistung für die Vermögenslosen sich beschäftigte“ (a.a.O., S. 65). Weiter fordert er die Bildung von Arbeiterassoziationen, um die Einbürgerung der Proletairs in die Sozietät zu ermöglichen. — Diese beiden Vorschläge Baaders, Bildung der Diakonie und Bildung von Assoziationen, weisen in der Tat hellstichtig die beiden Richtungen, in denen sich die christlich-sozialen Reformbestrebungen in Deutschland während des 19. Jahrhunderts bewegt haben.

Ein praktischer Versuch zur Gestaltung der Diakonie aus einem neuen Geiste war damals schon unternommen, wenn Baader auch wahrscheinlich unbekannt: der Aufbau des „Rauhen Hauses“ in Hamburg durch Johann Hinrich Wichern (1808—1881) seit 1833. 1847 folgte die Gründung des ersten Gesellenvereins durch Adolf Kolping (1813—1865), eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten aus den Reihen der christlichen Sozialreformer in Deutschland. Kolping war früher Schuhmachergeselle gewesen und hatte die Not der Handwerker an eigenen Leibe gespürt; erst als 32jähriger hatte er die Priesterweihe empfangen. Aus praktischer Erfahrung fand er eine praktische Lösung, die sich in jahrzehntelanger Arbeit vortrefflich bewährt hat.

Zwei Jahre nach der Veröffentlichung Baaders, am 25. April 1837, forderte im Badischen Landtag der katholische Abgeordnete Franz Joseph Buß, Professor in Freiburg, ein Arbeiterschutzgesetz nach englischem Muster: „Ein solcher gewerblicher Umschwung, der in unserer Zeit zu einer welt-

geschichtlichen Erscheinung sich gestaltet hat, greift tief in das Wesen eines Volkes ein; er verwandelt seine sämtlichen Zustände. Die Regierung muß daher die Verhältnisse überwachen, gegen die Einseitigkeit und Überwucherung einer einzelnen Richtung die Volkswirtschaft schützen“ (zitiert nach K. Bachem, Geschichte der Zentrumsparlei, Köln 1927 f., I, 274). — Hier ist also die dritte Forderung, in der schließlich alles Bemühen der Sozialreformer mündet: der Ruf nach der Staatsintervention.

### 3. Das Entscheidungsjahr 1848

Im Jahre 1848 wurde die Summe gezogen aus den drei Jahrzehnten, in denen das System der Heiligen Allianz, das System Metternich Europa beherrscht hatte.

Die Zeit war wirtschaftlich reif für eine Revolution infolge des Übergreifens der Industrialisierung auf den Kontinent. Als charakteristisch für die revolutionäre Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse sei angeführt, daß die Kohlenproduktion im Ruhrgebiet von 1830 bis 1840 um 70 Prozent, von 1840 bis 1847 abermals um 70 Prozent stieg.

Die Zeit war sozial reif für eine Revolution; die Bevölkerungszahl Deutschlands war von 1816 bis 1848 von 24,8 auf 35,9 Millionen gestiegen; weite Handwerkerschichten waren proletarisiert, die Auswanderung als Ventil der sozialen Not brachte in den zwanziger Jahren jährlich rund 10 000, in den dreißiger Jahren jährlich rund 20 000, in den vierziger Jahren jährlich bis zu 70 000 Deutsche allein nach den USA. Aufstände wie die der schlesischen Weber 1844 waren Sturmzeichen; die Mißernten 1846 und 1847 verschärfen die Lage.

Die Zeit war politisch reif für eine Revolution. Der Aufstand der Griechen 1821/29, die Juli-Revolution 1830 in Frankreich, der Polenaufstand 1830/31 hatten in ganz Europa Sympathie und Hoffnung erweckt.

Die Zeit war kulturell reif für eine Wende; Goethe und Hegel waren anfangs der dreißiger Jahre gestorben; eine neue Philosophie, eine neue Dichtung waren im Werden.

Die Revolution von 1848 in Deutschland hat dreifachen Charakter. Sie ist politische Revolution: Wille des Bürgertums, die politische Gleichberechtigung zu erlangen. Sie ist nationale Revolution: Wille der europäischen Völker, ihr Schicksal selbständig zu gestalten, auch unter Beseitigung der bisherigen Staatsgrenzen. Sie ist soziale Revolution: Wille des Proletariats, sein unerträgliches Los leichter zu gestalten. — Diese drei Momente addieren sich im Frühjahr 1848 und bewirken so einen gewaltigen Erfolg. Sie geraten aber sofort in Widerstreit, als es um die Gestaltung des Neuen geht. Der Widerstreit der politischen, nationalen und sozialen Momente führt zum Scheitern der Revolution in Deutschland. Dieser Fehlschlag der Revolution von 1848 ist für ein Jahr-

hundert entscheidend gewesen für die weitere Entwicklung der politischen und sozialen Verhältnisse unseres Vaterlandes.

#### a) Das Kommunistische Manifest

Sturmvogel der Revolution, ist im Februar 1848 das Kommunistische Manifest in London erschienen. Marx und Engels berichten in der Vorrede zur deutschen Ausgabe von 1872: „Der ‚Bund der Kommunisten‘, eine internationale Arbeitervereinigung, die unter den damaligen Verhältnissen selbstredend nur eine geheime sein konnte, beauftragte auf dem in London im November 1847 abgehaltenen Kongreß die Unterzeichneten mit der Abfassung eines für die Öffentlichkeit bestimmten, ausführlichen theoretischen und praktischen Parteiprogramms. So entstand das nachfolgende Manifest, dessen Manuskript wenige Wochen vor der Februar-Revolution nach London zum Druck wanderte.“

Lenin („Marx, Engels, Marxismus“ S. 9) urteilt: „Mit genialer Klarheit und Anschaulichkeit ist in diesem Werk die neue Weltanschauung dargestellt: der konsequente, auch das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens umfassende Materialismus, die Dialektik als umfassendste und tiefste Lehre von der Entwicklung, die Theorie des Klassenkampfes und der welthistorischen revolutionären Rolle des Proletariats, des Schöpfers der neuen, der kommunistischen Gesellschaft.“

Marx selbst hat in seinem Brief an Weidemeyer vom 5. März 1852 mit stolzer Bescheidenheit konkret die Fortschritte bezeichnet, die seine Lehre gegenüber den Lehren des utopischen Sozialismus brachte: „Was mich nun betrifft, so gebührt mir nicht das Verdienst, weder die Existenz der Klassen in der modernen Gesellschaft noch deren Kampf unter sich entdeckt zu haben. Bürgerliche Geschichtsschreiber hatten längst vor mir die historische Entwicklung dieses Kampfes der Klassen und bürgerliche Ökonomen die ökonomische Anatomie desselben dargestellt. Was ich neu tat, war 1. nachzuweisen, daß die Existenz der Klassen bloß an bestimmte historische Entwicklungsphasen der Produktion gebunden ist; 2. daß der Klassenkampf notwendig zur Diktatur des Proletariats führt; 3. daß diese Diktatur selbst nur den Übergang zur Aufhebung aller Klassen und zu einer klassenlosen Gesellschaft bildet...“

Hier also — wie schon vorher in der Schrift „Das Elend der Philosophie“ (1847; Neudruck im Dietz-Verlag, Berlin 1952) — ist jene Verbindung der vom utopischen Sozialismus, insbesondere von Saint-Simon geschaffenen Begriffe der Klasse, des Klassenkampfes usw. mit den Lehren der politischen Ökonomie geschaffen; die dialektische Methode ist das Ferment dieser Verbindung. Es wird die Summe der Entwicklung gezogen, die von der Französischen Revolution bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts reicht.

Das erste Kapitel des Manifests „Bourgeois und Proletarier“ schließt: „Der Fortschritt der Industrie, dessen willenloser und widerstandsloser Träger die Bourgeoisie ist, setzt an die Stelle der Isolierung der Arbeiter durch die Konkurrenz ihre revolutionäre Vereinigung durch die Assoziation. Mit der Entwicklung der Großindustrie wird also unter den Füßen der Bourgeoisie die Grundlage selbst hinweggezogen, worauf sie produziert und die Produkte sich aneignet. Sie produziert vor allem ihren eigenen Totengräber. Ihr Untergang und der Sieg des Proletariats sind gleich unvermeidlich.“

Am Ende des II. Kapitels „Proletarier und Kommunisten“ heißt es: „Wenn das Proletariat im Kampfe gegen die Bourgeoisie sich notwendig zur Klasse vereint, durch eine Revolution sich zur herrschenden Klasse macht und als herrschende Klasse gewaltsam die alten Produktionsverhältnisse aufhebt, so hebt es mit diesen Produktionsverhältnissen die Existenzbedingungen des Klassengegensatzes, die Klassen überhaupt und damit seine eigene Herrschaft als Klasse auf. An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.“

Mit Recht stellt Lenin (a. a. O., S. 60) fest: „Das wichtigste in der marxischen Lehre ist die Klärung der weltgeschichtlichen Rolle des Proletariats als des Schöpfers der sozialistischen Gesellschaft.“ Friedrich Engels kennzeichnet in seiner Schrift über die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft die Bedeutung der von Marx entwickelten Lehre für die Geschichte des Sozialismus: „Hiernach erschien jetzt der Sozialismus nicht mehr als zufällige Entdeckung dieses oder jenes genialen Kopfes, sondern als das notwendige Erzeugnis des Kampfes zweier geschichtlich entstandenen Klassen, des Proletariats und der Bourgeoisie. Seine Aufgabe war nicht mehr, ein möglichst vollkommenes System der Gesellschaft zu verfertigen, sondern den geschichtlichen, ökonomischen Verlauf zu untersuchen, dem diese Klassen und ihr Widerstreit mit Notwendigkeit entsprungen, und in der dadurch geschaffenen ökonomischen Lage die Mittel zur Lösung des Konflikts zu entdecken . . . Diese beiden großen Entdeckungen: die materialistische Geschichtsauffassung und die Enthüllung des Geheimnisses der kapitalistischen Produktion vermittelte des Mehrwertes verdanken wir Marx. Mit ihnen wurde der Sozialismus eine Wissenschaft.“

#### b) Die Angst vor dem Proletariat

Arbeiter und Handwerker stellten die Mehrzahl der Barrikadenkämpfer von 1848. Nadlers „Guckkastenlied vom großen Hecker“ berichtet uns über den Badischen Aufstand vom April 1848:

„Pflästerer und Schieferdecker,  
Alles, niederig und hoch,  
Alles jauchzte unserm Hecker,  
Als er aus zum Kampfe zog.  
Handwerksburschen, Literaten,  
Schneider, Bauern, Advokaten,  
Alles folgte rasch dem Zug,  
Als er seine Trommel schlug.“

Bei den Märzkämpfen in Berlin zeichneten sich neben den Handwerksgesellen vor allem die Borsig-Arbeiter aus. Mit Recht stellte Friedrich Meinecke („1848, eine Säkularbetrachtung“, Berlin 1948, S. 18) fest: „Die Hauptträger der revolutionären Bewegung steckten, außer in der Arbeiterschaft, im Kleinbürgertum. Handwerksgesellen und Arbeiter bildeten das Gros der Barrikadenkämpfer. Wären sie nicht aufgestanden, so wäre es überhaupt zu keiner Dynamik der Revolution von 1848 gekommen und wären alle Ideologen und Idealisten der allgemeinen Bewegung bis zum Großbürgertum herauf Offiziere ohne Soldaten geblieben“. — Meinecke weist weiter auf die Erlebnisse des jungen Rudolf Virchow hin, der sich an den Berliner Barrikadenkämpfen beteiligte und schon am 24. März an seinen Vater berichten mußte: „Schon beginnt unter der Bürgerschaft die Reaktion gegen die Arbeiter. Schon spricht man wieder von Pöbel, schon denkt man daran, die politischen Rechte ungleichmäßig unter die einzelnen Glieder der Nation zu verteilen.“

Die Angst vor dem „Gespenst des Kommunismus“ spielte eine große Rolle. Meinecke (a. a. O., S. 22) urteilt: „Das klar durchdachte Wollen eines Marx und Engels war zwar auf kleinste Kreise erst beschränkt. Aber die Existenz einer kommunistischen Bewegung überhaupt hat, tiefer gesehen, den Gang der Dinge im Jahre 1848 und zunächst schon die Haltung und Politik der Paulskirche vielleicht entscheidend bestimmt, mindestens mitbestimmt. Denn sie war es, die das Bürgertum und seine Vertretung in den Mehrheitsparteien der Paulskirche immer wieder nach rechts zu einer Verständigung mit den alten Autoritäten und ihren militärischen Machtmitteln drängte, die es verhindern half, daß ein einheitlicher revolutionärer Wille im ganzen Volke erhalten blieb, dem die Regierung sich vielleicht schließlich hätte fügen müssen.“

Zu der gleichen Feststellung kommt Lenin (a. a. O., S. 60/61): „Die Niedermetzlung der Arbeiter durch die republikanische Bourgeoisie in den Junitagen 1848 in Paris zeigt deutlich, daß nur das Proletariat seiner Natur nach sozialistisch ist. Die liberale Bourgeoisie hat vor der Selbständigkeit dieser Klasse hundertmal mehr Angst als vor jeder beliebigen Reaktion. Der feige Liberalismus kriecht vor dieser auf dem Bauch . . .“

Der Hecker-Putsch im April, der Juniaufstand der Pariser Arbeiter, der von der liberalen bürgerlichen Regierung in vier-tägiger Straßenschlacht niedergeschlagen wird, der Berliner

Zeughaussturm im gleichen Monat, im September die Ermordung der Abgeordneten Auerswald und Lichnowsky bei dem Frankfurter Aufstand, Zusammenstöße zwischen Bürgerwehr und Arbeitern in Berlin am 16. Oktober — alle diese Momente stimmen die bürgerlichen Schichten bedenklich. Als am 2. November 1848 Feldmarschall Wrangel auf Befehl des Königs Berlin besetzt, gibt die Preußische Nationalversammlung nicht den Befehl zum bewaffneten Widerstand, obwohl 30 000 Mann Bürgerwehr und 12 000 bewaffnete Arbeiter auf diesen Befehl warten.

Das Großbürgertum begnügt sich damit, Erfolge auf wirtschaftlichem Gebiete zu erreichen: Am 1. November 1848 wird der Kölner Bankverein gegründet, der die wirtschaftliche Erschließung des Ruhrgebiets ermöglicht. 1856 folgt die Konzession zur Erweiterung des rheinischen Eisenbahnnetzes und 1870 die Novelle zum Handelsgesetz, die die Gründung von Aktien-Banken und industriellen Aktiengesellschaften von dem bis dahin bestehenden Konzessionszwang befreit. Damit wird der Entwicklung zum Hochkapitalismus in Deutschland der Weg geöffnet. „Die Finanzaristokratie stellte sich als festeste Säule zwischen Feudalaristokratie, Militär und Bürokratie“ (Ricarda Huch, Alte und neue Götter, Die Revolution des 19. Jahrhunderts in Deutschland, Berlin-Zürich 1930, S. 528).

#### 4. Vom Sozialistengesetz zur faschistischen Diktatur

Die Reaktion, die fast in allen europäischen Ländern nach dem Scheitern der Revolution von 1848 die Herrschaft antritt, geht mit Entschlossenheit und Konsequenz den Weg zum Imperialismus. Dort, wo dabei die Arbeiterbewegung den herrschenden Mächten als ernsthaftes Hindernis erscheint, setzt man ihr brutal Gewalt entgegen. Das geschieht in Frankreich 1871, als nach dem Deutsch-Französischen Kriege sich in Paris die Kommune erhebt, das geschieht in Deutschland 1878, als mit dem Sozialistengesetz ein Ausnahmerecht gegen die Arbeiterbewegung proklamiert wird, das geschieht in Rußland 1905, als während des unglücklichen und sinnlosen Krieges gegen Japan in Petersburg die Arbeiter auf die Straße gehen und von den Soldaten des Zaren niedergeschossen und niedergeworfen werden.

Nach dem ersten Weltkrieg, der in Rußland zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution führt und auch in anderen europäischen Ländern revolutionäre Bewegungen auslöst, kommt in Deutschland und Italien die faschistische Bewegung nach oben. Die „faschi“, die um das Richtbeil gebundenen Ruten, die als Zeichen der Strafgewalt im alten Rom den Prätorien vorangetragen wurden, werden zum Sinnbild der Gewaltherrschaft, die nun im Interesse der reaktionärsten monopolistischen Gruppen des Kapitalismus aufgerichtet wird. In Deutschland verbrämt der Faschismus seine Politik der

rücksichtslosen Gewaltanwendung mit einer pseudowissenschaftlichen Theorie, die an die von Gobineau, H. St. Chamberlain und Woltmann entwickelte Rassenlehre anknüpft. Eugen Fischer und H. F. K. Günther werden die Theoretiker der Lehre von der „Herrenrasse“, mit der die „Nationalsozialisten“ ihre Überfälle auf andere europäische Länder und ihre Politik der Vernichtung ganzer Nationen und Bevölkerungsgruppen — „Juden, Polen und Zigeuner“ — zu beschönigen suchen.

Die Faschisten lösen den zweiten Weltkrieg aus, der mit seinem Terror des Hungers und der Konzentrationslager, mit der Vernichtung von sechzig Millionen Menschen die ganze Bestialität des verrotteten Kapitalismus zeigt, der sich um jeden Preis an der Herrschaft halten will. Die Verbrechen des Faschismus sind für jeden denkenden Menschen ein Beweis dafür, daß der Weg des Sozialismus der einzig mögliche Weg in die Zukunft ist.

## II. Vom ersten zum zweiten Manifest

„Der 7. November 1917 ist die Wende in der Geschichte der Menschheit. Es gibt keine politische Überlegung und Handlung und auch keine geistige Entscheidung nach dem 7. November 1917, die nicht in irgendeiner Weise von den geschichtlichen Strömen beeinflusst ist, die von der Oktoberrevolution ausgehen“ (Gerald Götting in „Die Wende in der Geschichte der Menschheit“, Berlin 1957, S. 13).

Die Oktoberrevolution ist der Sieg des Sozialismus in einem Lande. Sie führt den Nachweis, daß die von Marx und Engels theoretisch entwickelten wissenschaftlichen Erkenntnisse in der Praxis anwendbar sind. Die Sowjetunion behauptet sich gegen die Intervention der „weißen“ Armeen und der Alliierten, gegen den heimtückischen Überfall Hitlers und gegen die Boykott-Maßnahmen des von den USA gesteuerten „Kalten Krieges“.

In vier Jahrzehnten verwandelt der Sozialismus Rußland aus einem wirtschaftlich rückständigen Lande in eine führende Industriemacht, die die alten europäischen Industriemächte weit hinter sich läßt und sich anschickt, auch die USA zu überholen. 1961 kann die Kommunistische Partei der Sowjetunion auf ihrem XXII. Parteitag ein neues Programm beschließen, das den Plan für den Aufbau des Kommunismus entwickelt. „Die Beschlüsse des XXII. Parteitages und das neue Programm — das Kommunistische Manifest des 20. Jahrhunderts — sind ein unentbehrliches Lehrbuch für ... alle Werktätigen im Kampfe für den Sieg des Sozialismus in der Deutschen Demokratischen Republik und für die Erhaltung des Friedens“ (Beschluß der 14. Tagung des ZK der SED, ND Nr. 327 vom 28. November 1961).



## 1. Das große Vorbild

„Was hat der Sozialismus den Völkern zu bieten? Der Sozialismus ist der Weg der Völker zu Freiheit und Glück. Er gewährleistet einen raschen Aufstieg der Wirtschaft und Kultur. Nicht in Jahrhunderten, sondern zu Lebzeiten einer einzigen Generation verwandelt er ein rückständiges Land in eine Industriemacht.“ So heißt es in dem neuen Programm der KPdSU (Presse der Sowjetunion, 1961, S. 3238).

Alle Völker, die sich freimachen wollen von den Krisen und Katastrophen des sterbenden Kapitalismus, blicken daher auf das Vorbild der Sowjetunion. Für alle diese Völker hat das „Kommunistische Manifest des 20. Jahrhunderts“ eine säkulare Perspektive eröffnet.

### a) Ökonomische Faktoren

„Der Sozialismus, dessen Unvermeidbarkeit Marx und Engels wissenschaftlich vorausgesagt hatten, der Sozialismus, für dessen Aufbau Lenin den Plan entworfen hatte, ist in der Sowjetunion zur realen Tatsache geworden. Der Sozialismus hat der Herrschaft des Privateigentums an den Produktionsmitteln, dieser Ursache der Spaltung der Gesellschaft in sich befehlende Klassen, für alle Zeiten ein Ende gesetzt. Das sozialistische Eigentum an den Produktionsmitteln ist zur festen ökonomischen Grundlage der Gesellschaft geworden. Die Produktivkräfte haben unbegrenzten Spielraum für ihre Entwicklung erhalten“ („Programm der KPdSU, Presse der SU, 1961, S. 3229).

„Die sozialistische Planwirtschaft ist ihrer Natur nach eine Wirtschaft des Aufstiegs und der Blüte. Zusammen mit der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen wird die soziale Ungleichheit beseitigt, die Arbeitslosigkeit verschwindet restlos. Der Sozialismus sichert allen Bauern Grund und Boden, hilft ihnen, ihre Wirtschaft zu entwickeln, vereint ihre Arbeitsanstrengungen auf freiwilliger Grundlage in Genossenschaften... Der Sozialismus gewährleistet der Arbeiterklasse und allen Werktätigen einen hohen materiellen und kulturellen Lebensstandard“ (a. a. O., S. 3239).

In Deutschland ist im Bereich der Deutschen Demokratischen Republik der Anfang einer Entwicklung gemacht und zielstrebig fortgesetzt worden, die dem großen Vorbild entspricht. Die Monopole und der Großgrundbesitz wurden enteignet. Die Entwicklung des volkseigenen Sektors der Wirtschaft führte zu einer gewaltigen Entfaltung der Produktivkräfte. Der freiwillige Zusammenschluß der Bauern und vieler Handwerker in Genossenschaften, ebenso die staatliche Beteiligung an Privatbetrieben wirkten in der gleichen Richtung. Die Deutsche Demokratische Republik rückte dem Umfang ihrer Erzeugung nach auf den fünften Platz unter allen Industrieländern Europas.

Die Zusammenarbeit der sozialistischen Länder — der Sowjetunion und der Volksdemokratien — beschleunigt und fördert diese aufsteigende Entwicklung. „Das sozialistische Welt-system verkörpert einen neuen Typus der wirtschaftlichen und politischen zwischenstaatlichen Beziehungen... Dank der Zusammenarbeit der sozialistischen Staaten kann jeder von ihnen seine Hilfsquellen aufs rationellste und vollständigste nutzen und die Produktivkräfte entwickeln. Im Zuge der wirtschaftlichen und wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit der sozialistischen Länder, der gegenseitigen Abstimmung ihrer Volkswirtschaftspläne, der Spezialisierung und Koopierung der Produktion bildet sich eine internationale Arbeitsteilung von neuem Typus heraus“ (a. a. O., S. 3231).

### b) Politische Faktoren

„Die sozialistische Gesellschaft gestaltet ihr ganzes Leben auf der Grundlage einer umfassenden Demokratie... Sozialistische Demokratie beinhaltet sowohl politische Freiheiten — Freiheit des Wortes und der Presse, Versammlungsfreiheit, das Recht zu wählen und gewählt zu werden — als auch soziale Rechte: das Recht auf Arbeit, auf Erholung, auf unentgeltliche Bildung und ärztliche Betreuung, auf Versorgung im Alter oder im Krankheitsfalle oder bei Verlust der Arbeitsfähigkeit; Gleichberechtigung der Bürger aller Rassen und Nationalitäten; Gleichberechtigung von Frau und Mann auf allen Gebieten des Staats-, Wirtschafts- und Kulturlebens“ (a. a. O., S. 3229).

Der Sozialismus steigert die schöpferische Aktivität der Massen, er erlaubt die Heranziehung von Millionen Werktätiger zur Verwaltung der Staatsangelegenheiten und der Produktion. Die sozialistische Demokratie ist reale Demokratie; die demokratischen Einrichtungen können nicht mehr — wie in der kapitalistischen Periode — durch Einwirkung ökonomischer Faktoren zur Wirkungslosigkeit verurteilt oder gar in ihr Gegenteil verkehrt werden. Die Deutsche Demokratische Republik hat die demokratischen Rechte der Bürger im Sinne der sozialistischen Demokratie gesichert. Sie hat durch das Gesetz über die örtlichen Organe der Staatsmacht vom 17. Januar 1957 und durch die 1961 in Kraft gesetzten Ordnungen für die Arbeit der Volksvertretungen reiche Möglichkeiten für den fortschreitenden Ausbau der sozialistischen Demokratie eröffnet.

Die Beziehungen zwischen den Völkern und Staaten erhalten im Zeichen des Sozialismus einen neuen Charakter. „Die Praxis der Völker der sozialistischen Weltgemeinschaft hat bestätigt, daß ihre brüderliche Einheit und Zusammenarbeit den höchsten nationalen Interessen eines jeden Landes entspricht“ (a. a. O., S. 3231). „Der Sozialismus stellt dem Imperialismus einen neuen Typus der internationalen Beziehun-

gen entgegen. Der Außenpolitik der sozialistischen Staaten liegen die Prinzipien des Friedens, der Gleichberechtigung und Selbstbestimmung der Völker sowie des Respektierens der Unabhängigkeit und Souveränität aller Länder zugrunde“ (a. a. O., S. 3241).

„Die friedliche Koexistenz der sozialistischen und kapitalistischen Staaten ist eine objektive Notwendigkeit der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Der Krieg kann und darf nicht als Mittel zur Lösung internationaler Streitfragen dienen“ (a. a. O., S. 3242).

„Wenn der Imperialismus die nationale Unabhängigkeit und Freiheit der meisten Völker unterdrückte und sie in Ketten grausamer Kolonialsklaverei schlug, so ist mit der Entstehung des Sozialismus die Ära der Befreiung der unterdrückten Völker angebrochen. Die mächtige Woge der nationalen Befreiungsbewegungen fegt das Kolonialsystem hinweg“ (a. a. O., S. 3237).

Diese Erschütterung und endliche Beseitigung des Kolonialsystems ist die Erfüllung der Forderungen, die fortschrittlich gesinnte Christen wie Las Casas schon im 16. Jahrhundert erhoben. Am Ende des 18. Jahrhunderts schrieb Johann Gottfried Herder in den „Briefen zur Beförderung der Humanität“ (1797): „Europa muß ersetzen, was es verschuldet, gutmachen, was es verbrochen hat.“ Das Wirken Albert Schweitzers in Afrika stellt einen Versuch zur Erfüllung dieser Forderung Herders dar. „Albert Schweitzer hat für sich innerlich und äußerlich den Weg gefunden, aus einer solchen Christenheit hinauszugehen und sein persönliches Werk der Buße für das zu tun, was die bürgerliche Gesellschaft, was das christliche Abendland in den ‚Kolonien‘ angerichtet hat“ (Gerald Götting, Begegnung mit Albert Schweitzer, Berlin 1961, S. 19/20).

### c) Kulturelle Faktoren

„Der Sozialismus hat die günstigsten Voraussetzungen für das Aufblühen der Wissenschaft geschaffen. Die Erfolge der sowjetischen Wissenschaft zeigen eindrucksvoll die Überlegenheit der sozialistischen Gesellschaftsordnung... Es ist gesetzmäßig, daß das Land des siegreichen Sozialismus die Ära der friedlichen Nutzung der Atomenergie eröffnete und daß es als erstes den Weg in den Weltraum gebahnt hat. Künstliche Erd- und Sonnensatelliten, mächtige kosmische Raketen und interplanetare Raumschiffe, Atomkraftwerke und die triumphalen Flügel um die Erde mit einem Raumschiff, die der Sowjetmensch als erster in der Welt vollbrachte, sind heute... der Stolz der ganzen Menschheit“ (Programm der KPdSU, Presse der SU, S. 3229).

Das Prinzip des Sozialismus „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seiner Leistung“ erneuert die Beziehungen der Menschen zueinander und ermöglicht zugleich die Entwicklung

einer sozialistischen Kultur, deren Früchte allen zugute kommen. Liebe zur Heimat, gewissenhafte Arbeit zum Wohle der Gesellschaft, kameradschaftliche Hilfe, humanes Verhalten und gegenseitige Achtung der Menschen, Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, sittliche Sauberkeit, Schlichtheit und Bescheidenheit im gesellschaftlichen wie im persönlichen Leben – das sind die Grundzüge der sozialistischen Moral.

„Was liegt den moralischen Geboten der Ausbeuterklassen zugrunde? Davon zeugen klarer als alles andere die Aussprüche ‚Dem Starken und Reichen ist alles erlaubt‘, ‚Entweder du beraubst den anderen, oder er beraubt dich‘, ‚Geld stinkt nicht‘, ‚Der Mensch ist des Menschen Wolf‘. Diese grausamen und zynischen Regeln lehnen wir in der Tat ab. Wir stellen ihnen die sittlichen Prinzipien des Kollektivismus und Humanismus entgegen, die in den schönen Worten zum Ausdruck kommen: ‚Einer für alle, alle für einen‘, ‚Der Mensch ist des Menschen Freund, Genosse und Bruder‘“ (Chruschtschow bei der Begründung des Programms, a. a. O., S. 2718).

## 2. Verwirklichung christlicher Grundforderungen

Der Sozialismus nimmt alle fortschrittlichen Traditionen in sich auf. Er schafft auch die ökonomischen Voraussetzungen für die Verwirklichung der gesellschaftlichen Grundforderungen des Christentums. Er verwirklicht sie auf einer höheren Stufe der ökonomischen und technischen Entwicklung, deren Möglichkeiten unter den Bedingungen der Sklavenhaltergesellschaft oder des Feudalismus nur geahnt, aber nicht in allen Einzelheiten vorausgesehen werden konnten.

### a) Aufhebung des Grundwiderspruchs

Dem christlichen Prinzip der Nächstenliebe stand in der bisherigen Gesellschaftsordnung die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen entgegen. Dieser Grundwiderspruch ist im Sozialismus aufgehoben. Dem Satz „Der Mensch ist des Menschen Freund, Genosse und Bruder“ kann der Christ vorbehaltlos zustimmen. Im Sozialismus ist nicht nur die Sklaverei im Sinne der leiblichen Unfreiheit beseitigt, wie sie die Urkirche bekämpfte, sondern auch die Lohnsklaverei der kapitalistischen Gesellschaft.

„Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß im Prozeß vom Ich zum Wir genau die Forderung verwirklicht werden kann, die das Christentum immer wieder gestellt hat, die Forderung nach Brüderlichkeit, ohne daß bisher die Christenheit jemals in der Lage gewesen wäre, diese Brüderlichkeit in einer die ganze Gesellschaft durchdringenden Weise zu verwirklichen... Wir Christen haben in Verwirklichung der Forderungen der sozialistischen Ethik und Moral die große Chance, das Wiedergutmachen, was wir bisher trotz positiver Theorien in der Praxis des Alltags nicht zu schaffen vermochten“ (Gerald Götting, Der Christ sagt Ja zum Sozialismus, Berlin 1960, S. 224).

### b) Gleichberechtigung der Frau

Das wird besonders deutlich, wenn wir die Stellung der Frauen und Kinder betrachten. Die Gleichberechtigung der Frau hatte die altchristliche Kirche von Anfang an gefordert. Diese Gleichberechtigung kommt zur Geltung im Sakrament der Ehe, das die Eheleute einander spenden. Sie war aber bisher weder rechtlich noch ökonomisch jemals gesichert worden.

Der Sozialismus sichert die Gleichberechtigung der Frau durch entsprechende Verfassungsbestimmungen und Gesetze. Das gesamte gesellschaftliche Leben wird von dieser Gleichberechtigung beeinflußt und gestaltet. Die Frau erhält Zugang zu vielen Berufen, die ihr bisher verschlossen waren. Auf allen Gebieten werden auch leitende Posten in wachsender Zahl an Frauen übertragen.

Die Sorge für die Jugend ist eines der Wesensmerkmale des Sozialismus. Jedem Kind soll eine glückliche Kindheit gesichert werden. Das Schulwesen wird sozialistisch umgestaltet, so daß jeder die Möglichkeit zur Entfaltung seiner natürlichen Gaben hat. Die polytechnische Erziehung stellt engere Beziehungen zwischen der Bildungsarbeit und der Produktionsarbeit in Industrie und Landwirtschaft her.

Die Stellung der Familie wird im Sozialismus nicht in Frage gestellt, sondern gefestigt. „Vollkommen unrecht haben diejenigen, die behaupten, daß die Bedeutung der Familie beim Übergang zum Kommunismus angeblich sinkt und daß diese mit der Zeit völlig verschwindet. In Wirklichkeit wird sich die Familie im Kommunismus festigen. Die familiären Beziehungen werden endgültig von materiellen Berechnungen befreit, in hohem Maße rein und fest sein“ (Chruschtschow, a. a. O., S. 2719).

### c) Würde der Arbeit

„Die Grundlage der kommunistischen Erziehung, der allseitigen Entwicklung der Persönlichkeit ist die schöpferische Arbeit. Die Arbeit war und wird immer die Quelle der Existenz und der Entwicklung der Menschen sein. In verschiedenen Redewendungen, in verschiedenen Sprachen gibt es bei allen Völkern das Gebot: ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen‘“ (Chruschtschow, a. a. O., S. 2718).

Der Vorsitzende des Ministerrates der UdSSR hat also vor dem XXII. Parteitag ausdrücklich den Satz wiederholt, den die Verfassung der UdSSR aus einem Brief des Apostels Paulus übernommen hat. Die Christen kann es nur mit tiefer Genugtuung erfüllen, daß die Würde der Arbeit hier in der gleichen Weise anerkannt wird, die das Christentum von Anfang an gefordert hat, aber bisher nie in der gesellschaftlichen Wirklichkeit voll durchsetzen konnte.

Die neue Einstellung zur Arbeit, die der Mensch in der sozialistischen Gesellschaft gewinnt – Arbeit als Bedürfnis

und gestaltendes Prinzip des Lebens, nicht mehr als Last und bloße Pflicht – kann der Christ auf Grund der fortschrittlichen Traditionen seines Glaubens durchaus bejahen.

### d) Die neue Gemeinschaft

Der Christ kann die neue Gemeinschaft, die unter dem Zeichen des Sozialismus entsteht und im Kommunismus ihre Vollendung findet, in allen wesentlichen Punkten bejahen. Daß nun die Gesellschaft Besitzerin der Produktionsmittel ist, schließt die moralischen Gefahren aus, die der Reichtum des einzelnen mit sich brachte. Daß nun die Gemeinschaft Trägerin der Arbeit und weitgehend Trägerin der Versorgung wird, erinnert den Christen an das Vorbild der Urgemeinde von Jerusalem!

„Nach Ablauf der zwei Jahrzehnte (bis 1980) werden die gesellschaftlichen Konsumtionsfonds in ihrer Gesamtheit rund die Hälfte des gesamten Realeinkommens der Bevölkerung ausmachen. So wird auf Kosten der Gesellschaft ermöglicht:

unentgeltliche Unterbringung der Kinder (auf Wunsch der Eltern) in Erziehungseinrichtungen und Internatsschulen;

materielle Versorgung der Arbeitsunfähigen;

unentgeltliche Bildung in allen Lehranstalten;

unentgeltliche ärztliche Betreuung für alle Bürger, einschließlich der Versorgung mit Medikamenten und der Sanatoriumsbehandlung von Kranken;

unentgeltliche Benutzung der Wohnungen sowie unentgeltliche Inanspruchnahme der kommunalen Dienste;

unentgeltliche Benutzung der kommunalen Verkehrsmittel; unentgeltliche Inanspruchnahme einiger Arten von sonstigen Dienstleistungen;

sukzessive Senkung der Gebühren und teilweise unentgeltliche Benutzung von Erholungsheimen, Pensionen, Touristen-Herbergen und Sportanlagen;

immer größere Gewährung von Beihilfen, Vergünstigungen und Stipendien (Beihilfen für alleinstehende und kinderreiche Mütter, Stipendien für Studenten)“ (Programm der KPdSU, a. a. O., 3253).

Auf diesem Wege werden die Ziele, nach denen heroische Christen im Mittelalter in den Formen der „vita communis“ strebten, erreicht und mehr als erreicht. Es wird eine lebendige Gemeinschaft von so hoher Vollkommenheit gestaltet, wie man sie sich unter den Bedingungen früherer Gesellschaftsordnungen überhaupt nicht vorstellen konnte.

### e) Friede auf Erden!

Der Sozialismus hat die Erfüllung der urchristlichen Forderung „Friede auf Erden!“ in greifbare Nähe gerückt. „Durch vereinte Anstrengungen des mächtigen sozialistischen Lagers,

der friedliebenden nichtsozialistischen Staaten, der internationalen Arbeiterklasse und aller Friedenskräfte kann ein Weltkrieg verhütet werden. Das zunehmende Übergewicht der Kräfte des Sozialismus über die des Imperialismus, der Kräfte des Friedens über die des Krieges führt dazu, daß sich bereits vor dem vollständigen Sieg des Sozialismus auf Erden, beim Fortbestehen des Kapitalismus in einem Teile der Welt, die reale Möglichkeit ergibt, den Weltkrieg aus dem Leben der Gesellschaft auszuschalten... Es ist die historische Aufgabe des Kommunismus, die Kriege abzuschaffen und den ewigen Frieden auf Erden zu stiften" (Programm, a. a. O., S. 3241).

Wie sehr diese Möglichkeit der tiefsten Sehnsucht gerade der christlichen Menschen entspricht, hat Albert Schweitzer 1958 in seinen Rundfunkreden gegen die Gefahr eines Atomkrieges ausgesprochen: „Das Bewußtsein, daß wir miteinander Menschen sind, ist uns in Kriegen und Politik abhanden gekommen. Wir kamen dazu, miteinander nur noch als Angehörige verbündeter oder gegnerischer Völker zu verkehren und in den sich daraus ergebenden Ansichten, Vorurteilen, Zuneigungen und Abneigungen gefangen zu bleiben. Nun heißt es wieder entdecken, daß wir miteinander Menschen sind und uns zu bemühen haben, uns gegenseitig zuzugestehen, was in dem Wesen des Menschen als moralische Fähigkeit vorhanden ist“ (Albert Schweitzer, Friede oder Atomkrieg, München 1958, S. 44).

Die Erhaltung des Friedens, die Vermehrung der Produktivkräfte und ihre Zusammenfassung öffnen den Weg zu neuen gewaltigen Leistungen. So sagte der Sprecher der Kommunistischen Partei Usbekistans, Raschidow, vor dem XXII. Parteitag: „Die Erschließung riesiger Neulandgebiete sowie die meliorative Verbesserung der Bewässerungsböden sind große Reserven zur weiteren Steigerung der Baumwollproduktion. Von Generation zu Generation wurden im Volke entstandene Lieder, Legenden und Sprichwörter vom Wasser überliefert, von dem das Schicksal, ja selbst das Leben von Millionen Menschen abhingen. Früher sagte man: ‚Wo das Wasser zu Ende ist, ist auch die Erde zu Ende.‘ Der Sowjetmensch wurde zum Beherrscher des Wassers. Er leitet es dorthin, wo er es braucht, und verwandelt Wüsten in blühende Täler“ (Presse der Sowjetunion, 1961, S. 2755).

Das ist schöpferische Arbeit, die das Wort der Schrift im besten Sinne erfüllt: „Machet euch die Erde untertan!“ (Gen. 1, 28).

German S. Titow, der in dem Raumschiff Wostok II siebenmal die Erde umkreiste, sagte vor dem XXII. Parteitag: „Die Ära der Erschließung des Kosmos hat eben erst begonnen... Vor uns liegen heute kompliziertere kosmische Flüge. Immer neue Sowjetmensch werden auf bisher unerforschten Bahnen in den Kosmos fliegen, sie werden ihn erforschen,

die Geheimnisse der Natur auch weiterhin aufdecken und sie in den Dienst des Menschen, seines Wohlergehens, in den Dienst des Friedens stellen.“ (Presse der SU, 1961, S. 2993).

### 3. Der Ruf an die Christen

„Unsere Entscheidung für den Sozialismus kann dem Christentum nicht wesensfremd sein. Großartig waren die Versuche fortschrittlicher Christen in der Vergangenheit, den Plan einer solchen Gesellschaftsordnung zu entwerfen, die den Prinzipien und Forderungen der christlichen Lehre besser entspricht als die jeweilige Klassensituation früherer Jahrhunderte. Lückenlos ist die Kette dieser fortschrittlichen Christen. Von den ersten Christen der Urgemeinde und den Märtyrern der altchristlichen Kirche, von den Kirchenvätern des ausgehenden Altertums und des beginnenden Frühmittelalters führt über Thomas Morus, über die nationalen und sozialen Befreiungsbewegungen an der Wende zur Neuzeit ein geradliniger Weg bis zu den Utopisten und Sozialreformern am Beginn des modernen Maschinenzeitalters... Jene christlichen Ansätze zu einer fortschrittlichen Umgestaltung der Welt, jene beglückenden, aber utopischen Träume vom ewigen Glück der Menschheit finden heute, im Zeitalter der Verwirklichung des wissenschaftlichen Sozialismus ihre Erfüllung. Heute stehen die Christen vor der einmaligen Möglichkeit, an einem Leben mitzubauen, das frei, glücklich und im besten Sinne christlich ist“ (Gerald Götting, Der Christ sagt Ja zum Sozialismus, S. 14/15).

#### a) Besinnung und Umkehr

Das Erleben zweier Weltkriege hat auch die Christen zur Besinnung und zur Umkehr gezwungen. Mit Schrecken haben sie erkannt, daß die jahrhundertelange Verbindung von Kirche und Staat, daß die Duldung unchristlicher Zustände und Maßnahmen in Politik und Wirtschaft dazu geführt hat, daß heute sich jeder Christ die Frage nach der Mitschuld an den furchtbaren Katastrophen stellen muß, die über uns gekommen sind.

Die Zahlen, die vor dem XXII. Parteitag der Delegierte Schelepin genannt hat, sollte sich jeder ins Gedächtnis prägen: „Wenn in allen Kriegen des 17. Jahrhunderts drei Millionen Menschen ums Leben kamen, in den Kriegen des 18. Jahrhunderts 5,5 Millionen, des 19. Jahrhunderts 16 Millionen und im 20. Jahrhundert allein der zweite Weltkrieg 60 Millionen Menschen das Leben kostete, so würde ein Kernwaffenkrieg Hunderte und aber Hunderte Millionen Menschen vernichten“ (Presse der Sowjetunion, 1961, S. 2970).

Josef L. Hromádka hat in seinem Buch „Von der Reformation zum Morgen“ ausgesprochen, was diese Tatsachen für den Christen bedeuten: „Die Katastrophe der Jahre 1933–1945

hat uns alle bis auf den tiefsten Grund unserer Seele erfaßt. Sie war ein schreckliches Gericht über uns alle, denn wir alle tragen auf diese oder jene Weise Verantwortung für zehn Millionen gefallener oder ermordeter Männer, Greise, Frauen und auch Kinder. Wir können nicht kalt bleiben, wenn wir daran denken, was sich in Europa und der Welt abgespielt hat. Es war ein furchtbares Gericht an uns, an den Fehlerñ der Staatsmänner, an der Blindheit und Selbstsucht der Bürger, aber auch und namentlich an der Glaubenslosigkeit und Verstocktheit der christlichen Kirche. Man kann den gegenwärtigen Augenblick nicht begreifen, wenn man sich nicht der abgrundtiefen, erst jüngst verfloßenen Katastrophe und besonders auch der kirchlichen Verantwortung für das Geschehene bewußt wird. Es wäre eine erschütternde Glaubensverstocktheit, wenn wir an die neuen Aufgaben herantreten würden, als ob nichts geschehen wäre“ (a. a. O., S. 11).

Gerade solche Theologen, die dem faschistischen Unheil Widerstand geleistet haben, wissen um die Notwendigkeit einer ersten Besinnung der Christenheit, so auf evangelischer Seite Karl Barth, Dietrich Bonhoeffer und Martin Niemöller, auf katholischer Seite P. Alfred Delp. Dieser Jesuit, der nach dem 20. Juli 1944 hingerichtet worden ist, hat in seinen während der Haft gemachten Aufzeichnungen die Christen an ihre Verantwortung vor der Geschichte gemahnt: „Kein Leben ist ungeschichtlich oder jenseits der Geschichte, kein heiliges Leben und kein unheiliges Leben. Die Geschichte ist die Weise des kreatürlichen Daseins . . . Die Bindung durch die Geschichte und an die Geschichte soll der Mensch und der Christ wissen. Geschichtslosigkeit ist Leblosigkeit und schemenhaftes Wesen. Die Geschichte ist nicht das Letzte, um das es geht. Aber es geht um das Letzte nur in der Geschichte, oder man lebt um ein Idol herum, das täuscht und mit dem wir uns selbst täuschen und beruhigen wollen“ (Christlicher Widerstand gegen den Faschismus, Berlin 1955, S. 82/83).

#### b) Die Furcht der Kleingläubigen

Wenn Christen auf Grund der geschichtlichen Erfahrungen, auf Grund der nach den beiden Weltkriegen notwendigen Selbstbesinnung zu dem Entschluß kommen, sich von den alten Formen des Denkens zu lösen und gemeinsam mit allen anderen Menschen guten Willens einen neuen Weg, den Weg zum Sozialismus zu gehen, dann hören sie sofort die Warnung: „Sozialismus ist Atheismus! Ihr könnt doch nicht mit Menschen zusammengehen, die Religion grundsätzlich ablehnen; Wer dem Sozialismus Handlangerdienste leistet, wird zum Totengräber des Christentums!“ — Wenn der so Angesprochene auf solche Warnungen nicht hört, dann wandeln sie sich bald in Schmähungen, dann wird er als Verräter an der Sache des Christentums, ja als Abtrünniger vom Glauben

diffamiert, man zählt ihn dann schlechtweg zu den „Kommunisten“. Diese Methode der antisozialistischen Propaganda richtet sich selbst. Sie ist nicht bestimmt von der Sorge um das Evangelium, sondern von der Sorge um die bürgerliche Gesellschaftsordnung.

Wer die Lehren der Geschichte wohl aufgenommen hat, weiß, daß die Nutznießer der untergehenden Gesellschaftsordnung stets die Vertreter des Neuen beschuldigen, sie seien Verräter am Heiligtum. Als die bürgerliche Revolution 1794 in Frankreich eine Zeitlang als „Schreckensherrschaft“ auftrat, hieß es, kein guter Christ könne für die Republik sein. Noch am Ende des 19. Jahrhunderts verweigerten deshalb kirchentreuere Franzosen die Mitarbeit in der bürgerlichen Republik; Papst Leo XIII. selbst mußte sie zur Ordnung rufen. Den Anspruch der Legitimität, den damals die Monarchie gegen die bürgerliche Republik erhob, nimmt heute die bürgerliche Demokratie im Kampfe gegen den Sozialismus für sich selbst in Anspruch. Aber das Rad der Geschichte läßt sich nicht aufhalten, weder gestern noch heute. Heute gehört die Zukunft dem Sozialismus. Der Antikommunismus ist „die Grundtorheit unserer Epoche“ (Thomas Mann).

Es ist das Verdienst von Emil Fuchs, daß er in großangelegten Untersuchungen das Verhältnis der christlichen zur marxistischen Ethik klargelegt, ihre Berührungspunkte verdeutlicht und die Wege möglicher Zusammenarbeit erläutert hat. Fuchs schreibt: „Wir gehen ins Wirken hinein und in Gefahren und Irrtümer, weil wir wissen, daß der lebendige Herr dort bei uns ist und hinter dem allem steht. Mit ihm stehen wir in den Aufgaben des Tages, in denen die Zukunft unseres Volkes und die nächste Geschichtsperiode sich bildet, falls Gott unserem Volk und der Menschheit eine solche noch einmal schenken will. Wir ringen darum, daß überall in diesen Werken und Gestaltungen Geist und Botschaft Jesu Christi wirksam seien und sie durch seinen Segen fruchtbar werden. Darum beten wir, und wir wissen, daß er durch das alles hindurch die Menschheit seinem letzten Ziele zuführt. Seine Verheißung wissen wir über uns, weil wir im Gehorsam gegen ihn in der Wirklichkeit arbeiten“ (Christliche und marxistische Ethik, II, S. 231).

#### c) Der Weg der CDU

Die Christlich-Demokratische Union wurde in Berlin 1945 gegründet in einer Zeit, da die Notwendigkeit der Besinnung und Umkehr nach der furchtbaren Katastrophe des Hitler-Reiches allen Menschen guten Willens klar war. Der Gründungsauftrag der CDU geht daher aus von der Notwendigkeit dieser Umkehr: „Wir geloben, alles bis zum letzten auszu-tilgen, was dieses ungeheure Blutopfer und dieses namenlose Elend verschuldet hat, und nichts zu unterlassen, was die

Menschheit künftig vor einer solchen Katastrophe bewahrt“ (Dokumente der CDU, I, S. 22).

Der Gründungsaufwurf weist ausdrücklich auf die „kultur-gestaltenden sittlichen und geistigen Kräfte des Christentums“ (a. a. O., I, S. 19) hin. Dabei wurde gedacht an die großen fortschrittlichen Traditionen des Christentums, die wir in dieser Studie skizziert haben, weiter an die Bemühungen christlicher Sozialreformer nach 1848 – so Johann Hinrich Wichern, Friedrich Naumann und Franz Hitze –, endlich an die Frauen und Männer des christlichen Widerstandes gegen Hitler, die im Gründungsaufwurf ausdrücklich als „Kämpfer echter demokratischer Gesinnung“ gewürdigt werden.

Der Gründungsaufwurf bringt entsprechend dieser Haltung klar zum Ausdruck, daß eine Überwindung des schweren Erbes nur auf dem Wege gesellschaftlicher Neuordnung möglich ist. Der Aufruf bekennt sich zur Wirtschaftsplanung, zur Vergesellschaftung der Bodenschätze und Schlüsselunternehmungen, zur Bodenreform. Er spricht sich für die Zusammenarbeit „aller Parteien der neuen Demokratie“ aus und erkennt „die Kräfte an, die von der Arbeiterschaft in das Volksganze einströmen“.

Auf dem Wege dieser Zusammenarbeit im Demokratischen Block und in der Nationalen Front des demokratischen Deutschland ist die Christlich-Demokratische Union – nach einer Periode anfänglicher Schwankungen – vorangeschritten, um dann gemeinsam mit den anderen demokratischen Kräften unter Führung der Partei der Arbeiterklasse den Aufbau der Grundlagen des Sozialismus in der Deutschen Demokratischen Republik in Angriff zu nehmen.

„Die christlichen Demokraten“, heißt es in der Entschließung des 6. Parteitagess der CDU vom 18. Oktober 1952, „stehen bei Errichtung der Grundlagen des Sozialismus mit der Arbeiterklasse in einer gemeinsamen Front. Dabei erkennen sie vorbehaltlos die führende Rolle dieser Klasse und ihrer Partei beim Aufbau des Sozialismus an ... Der Christlich-Demokratischen Union fällt beim Aufbau des Sozialismus in der Deutschen Demokratischen Republik maßgebliche Mitverantwortung zu. Ihr obliegt die Aufgabe, die christliche Bevölkerung über das Wesen der sozialistischen Ordnung unermüdlich aufzuklären“ (a. a. O., I, S. 130/132).

Im Sinne dieser Aufgabenstellung hat die Christlich-Demokratische Union in der Gemeinschaft der demokratischen Kräfte treu und erfolgreich mitgearbeitet. Die Initiative, die sie entsprechend ihrer Aufgabenstellung bei der Lösung einer Reihe von Problemen ergriffen hat – so hinsichtlich der staatlichen Beteiligung an privaten Betrieben, so hinsichtlich der Stellung christlicher Lehrer in der demokratischen Schule, so hinsichtlich der Klärung des Verhältnisses der Kirchen zu unserem Staat –, ist von den anderen demokratischen Kräften stets anerkannt worden.

Daß zwischen dem Christentum und den humanistischen Zielen des Sozialismus kein Gegenstand besteht, daß die Mitarbeit der Christen im sozialistischen Staat nicht nur möglich, sondern erwünscht und gefordert ist und daß die unbehinderte Religionsübung der Christen, die Glaubens- und Gewissensfreiheit in diesem Staat durchaus gesichert sind, ist in der Programmatik der Erklärung des Staatsrats der DDR vom 4. Oktober 1960 zum Ausdruck gekommen, ebenso in dem Gespräch vom 9. Februar 1961 zwischen dem Vorsitzenden des Staatsrates und einer Delegation von Theologen, kirchlichen Amtsträgern und christlichen Bürgern.

Walter Ulbricht sagte bei dieser Gelegenheit: „Die im Kapitalismus herrschenden Klassen haben die christlichen Kirchen als Waffe gegen den Sozialismus eingesetzt und mißbraucht. Ich komme aber im Zuge unserer praktischen und freundschaftlichen Zusammenarbeit immer mehr zu der Überzeugung, daß Sozialisten, Kommunisten und Christen – unbeschadet ihrer verschiedenen Weltanschauungen – bei der Gestaltung des Lebens und der Gesellschaft und der Sicherung des Friedens auf dieser Erde zusammengehören und einfach zusammenarbeiten müssen“ (Christen und Marxisten verbinden gemeinsame Ideale und Ziele, Berlin 1961, S. 17).

Und weiter führte Walter Ulbricht aus: „Welches sind denn die einfachen Ideale und Ziele, die uns miteinander verbinden? Friede und Menschlichkeit und gegenseitige Achtung, Glück und Wohlstand der ehrlich arbeitenden Menschen, Glück der Familien und glückliche, am Körper und Seele gesunde Kinder – das ist es doch, was wir alle erstreben. Und hier sehe ich zwischen Atheisten und Christen keinerlei Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten“ (a. a. O., S. 17).

Die Christlich-Demokratische Union hat folgerichtig auch die großen Ergebnisse des XXII. Parteitagess der KPdSU und die daraus vom 14. Plenum des ZK der SED gezogenen Schlußfolgerungen begrüßt. In der vom Hauptvorstand der CDU am 12. Dezember 1961 gefaßten Entschließung heißt es: „Der umfassende Aufbau des Kommunismus läßt in Erfüllung gehen, was Generationen christlicher Menschen erhofft und ersehnt, was tapfere christliche Vorkämpfer für die Neugestaltung der Gesellschaft erahnt und erstrebt haben: eine brüderliche Gemeinschaft freier Menschen und freier Völker, die in Frieden und Freundschaft zusammenleben und die Gebote der Menschlichkeit zum obersten Gesetz ihres Handelns werden lassen. Wir christlichen Demokraten erblicken in dieser Gesellschaft des Friedens, der Arbeit, der Freiheit, der Gleichheit und des allgemeinen Glücks das Ziel unseres Ringens um eine friedliche und gerechte Neuordnung der Gesellschaftszustände im Sinne der Verpflichtungen, die unser christlicher Glaube, unser christliches Sittengesetz uns für unsere Bewährung im Diesseits auferlegen“ (Alles für unseren Friedensstaat!, Berlin 1961, S. 164).

## Literatur

Von den im Text angesprochenen Werken sind die folgenden nach 1945 im Gebiete der Deutschen Demokratischen Republik erschienen:

### (Die altchristliche Kirche)

- N. A. Maschkin, Römische Geschichte, Übers. aus dem Russischen, Berlin, Volk und Wissen Verlag, 1953.
- Johannes Leipoldt, Der soziale Gedanke in der altchristlichen Kirche, Leipzig, Koehler & Amelang, 1952.
- Johannes Leipoldt, Die Frau in der antiken Welt und im Urchristentum, Leipzig, Koehler & Amelang, 1954.
- Johannes Leipoldt, Von Epidauros bis Lourdes, Bilder aus der Geschichte volkstümlicher Frömmigkeit, Leipzig, Koehler & Amelang, 1957.
- H. J. Diesner, Studien zur Gesellschaftslehre und zur sozialen Haltung Augustins, Halle, Max Niemeyer Verlag, 1954.
- H. J. Diesner, Methodisches und Sachliches zum Circumcellionentum (i. Wissenschaftl. Zeitschr. der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Oktober 1959 und April 1960).
- Idefons Herwegen, Der heilige Benedikt, Leipzig, St. Benno Verlag, 1960.
- Johannes Hessen, Griechische oder biblische Theologie? Das Problem der Hellenisierung des Christentums in neuer Beleuchtung, Leipzig, Koehler & Amelang, 1956.
- E. Fascher, Sokrates und Christus, Beiträge zur Religionsgeschichte, Leipzig, Koehler & Amelang, 1959.
- Augustin, Bekenntnisse; übertragen und eingeleitet von Herman Hefele, Berlin, Union Verlag, 1959.
- Franz Boll, Kleine Schriften zur Sternenkunde des Altertums, Leipzig, Koehler & Amelang, 1950.
- Johannes Leipoldt, S. Morenz, Heilige Schriften, Betrachtungen zur Religionsgeschichte der antiken Mittelmeerwelt, Leipzig, VEB Otto Hassarowitz, 1953.

### (Kirche und Ketzler des Mittelalters)

- W. F. Semjonow, Geschichte des Mittelalters, Übers. aus d. Russischen, Berlin, Volk und Wissen Verlag, 1952.
- G. Barraclough, Die mittelalterlichen Grundlagen des modernen Deutschland; Deutsche Übertragung von Friedrich Bethgen, Weimar, Hermann Böhlau Nachf., 1953.
- Heinrich Mitteis, Der Staat des hohen Mittelalters / Grundlinien einer vergleichenden Verfassungsgeschichte des Lehnzeitalters; 4. Aufl., Weimar, Hermann Böhlau Nachf., 1953.
- Albert Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, 7. unveränderte Aufl., Berlin, Akademie Verlag, 1952 (5 Bände).
- Ernst Werner, Pauperes Christi, Studien zur sozial-religiösen Bewegung im Zeitalter des Reformpapsttums, Leipzig, Koehler & Amelang, 1956.
- Amadeo Molnar, Johannes Hus, der Wahrheitsverteidiger; Hefte aus Burgscheidungen, Nr. 54, 1961.

### (Das Zeitalter des Bürgertums)

- K. Marx / F. Engels, Manifest der Kommunistischen Partei, Neudruck 1945, Verlag Neuer Weg Berlin.
- W. I. Lenin, Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus, Berlin, Verlag Neuer Weg, 1945.
- Hermann Ley, Studien zur Geschichte des Materialismus im Mittelalter, Berlin, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, 1957.
- Heinrich Boehmer, Der junge Luther, 9. Aufl., Leipzig, Koehler & Amelang, 1951.
- Walther Köhler, Huldrych Zwingli, 2. Aufl., Leipzig, Koehler & Amelang, 1953.
- Günter Gloede, Calvin, Weg und Werk, Leipzig, Koehler & Amelang, 1953.
- Wilhelm Zimmermann, Der große deutsche Bauernkrieg, Volksausgabe, Berlin, Dietz Verlag, 1952.
- Friedrich Engels, Der Deutsche Bauernkrieg, Neudruck, Berlin, 1951.
- M. M. Smirin, Die Volksreformation des Thomas Münzer und der große Bauernkrieg, Übers. von Hans Nichtweiß, Berlin, Dietz Verlag, 1952.
- Erich Beyreuther, August Hermann Francke und die Anfänge der ökumenischen Bewegung, Leipzig, Koehler & Amelang, 1957.
- Philipp Jakob Spener, Wenn du könntest glauben / Ausschnitte aus seinen Briefen, ausgewählt und eingeleitet von Hans Georg Feller, Berlin, Union Verlag, 1961.
- Zinzendorf, Wort und Weg, ausgewählt von Ernst K. Exner, Berlin, Union Verlag, 1958.
- Rudolf Rican, Die Böhmischen Brüder / Ihr Ursprung und ihre Geschichte (mit einem Kapitel über die Theologie der Brüder von Amadeo Molnar), Berlin, Union Verlag, 1961.
- M. Zywczyński, Die Kirche und die Französische Revolution, Leipzig, Koehler & Amelang, 1953.
- Las Casas, Leben und Werk, Lebensbeschreibung und Übertragung des Berichts über die Verwüstung und Entvölkerung der indischen Länder. Aus dem Lateinischen übertragen von F. Gel; Nachwort von J. Plojhar, Leipzig, Koehler & Amelang, 1958.

### (Der Weg zum Sozialismus)

- Friedrich Engels, Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, Neudruck, Berlin, Vorwärts Verlag, 1946.
- Karl Sturm, Thomas Morus, Berlin, Volk und Wissen Verlag, 1948.
- Bruno Schultz, Robert Owen, Berlin, Volk und Wissen Verlag, 1948.
- Walter Bredendiek, Christliche Sozialreformer des 19. Jahrhunderts, Leipzig, Koehler & Amelang, 1953.
- Christlicher Widerstand gegen den Faschismus, herausgegeben von Karl Fischer, Bruno Theek und H. Denkingen, Berlin, Union Verlag, 1955.
- Das Tagebuch der Anne Frank, 14. Juni 1942 bis 1. August 1944, Berlin, Union Verlag, 1958.

- Fahrt zum Acheron / Ein Bericht, herausgegeben von Arnold Zweig, Berlin, Union Verlag, 1961.
- Die Wende in der Geschichte der Menschheit / Beiträge zum 40. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution, herausgegeben im Auftrage der Parteileitung der CDU von Günter Wirth, Berlin, 1957.
- XXII. Parteitag der KPdSU (Berichte) in: Die Presse der Sowjetunion, herausgegeben vom Presseamt beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR, Berlin, 1961, Nr. 124 ff. (Programm der KPdSU in Nr. 143/44).
- Gerald Götting, Der Christ sagt Ja zum Sozialismus, Berlin, Union Verlag, 1960.
- Gerald Götting, Begegnung mit Albert Schweitzer, Berlin, Union Verlag, 1961.
- Albert Schweitzer, Aus meinem Leben und Denken, Leipzig, Koehler & Amelang, 1960.
- Hanfried Müller, Von der Kirche zur Welt / Ein Beitrag zu der Beziehung des Wortes Gottes auf die societas in Dietrich Bonhoeffers theologischer Entwicklung, Leipzig, Koehler & Amelang, 1961.
- Josef L. Hromádka, Von der Reformation zum Morgen, Leipzig, Koehler & Amelang, 1959.
- Emil Fuchs, Marxismus und Christentum, Leipzig, Koehler & Amelang, 1952.
- Emil Fuchs, Christliche und marxistische Ethik, Lebenshaltung und Lebensverantwortung des Christen im Zeitalter des werdenden Sozialismus, Leipzig, Koehler & Amelang, 1. Band 1957, 2. Band 1959.
- Emil Fuchs, Mein Leben, Leipzig, Koehler & Amelang, 1. Band 1958, 2. Band 1959.
- Dokumente der CDU (Band I), Berlin, Union Verlag, 1956.
- Christen und Marxisten verbinden gemeinsame Ideale und Ziele / Eine Dokumentation über das Gespräch des Vorsitzenden des Staatsrats Walter Ulbricht mit einer Delegation von Theologen, kirchlichen Amtsträgern und christlichen Bürgern am 9. Februar 1961, Berlin, 1961.

(36a) Ag 224/28/62 4,3 1368

- \*25 Prof. Dr. Rudolf Ričan: Josef L. Hromádka — Leben und Werk
- 26 Prof. Dr. Gerhard Reintanz: Afrika — Einige seiner Probleme
- 27 Duong-Van-Dam: Die Lage des Katholizismus in Vietnam
- 28 Prof. Dr. Kurt Wiesner: Albert Schweitzer zum 85. Geburtstag
- \*29 Fritz Rick: Auf neue Art arbeiten, lernen und leben
- \*30 Dr. Hans Wiedemann †: Aus meinen Reden
- \*31 Gerhard Lange: Erziehung und Bildung der Jugend in den beiden deutschen Staaten
- \*32 Dr. Gerhard Descyk: Der Friedensauftrag der Katholiken
- 33 Dr. Bohuslav Pospíšil: Die Prager Christliche Friedenskonferenz
- \*34 Johannes Zukertort: Der deutsche Militarismus und die Legende vom Präventivkrieg Hitler-Deutschlands gegen die Sowjetunion
- \*35/36 Luitpold Steidle: Das Nationalkomitee „Freies Deutschland“
- \*37 Gerhard Krüger: Die Darstellung der wichtigsten Probleme des zweiten Weltkrieges in der reaktionären Geschichtsschreibung Westdeutschlands
- \*38 Prof. Dr. Gerhard Reintanz, Heinz Büttner, Erwin Krubke: Friedensvertrag mit Deutschland
- \*39 Gertrud Illing: Abrüstung — der Weg zum Weltfrieden — Wunsch und Wille der Menschheit
- \*40 Wolfgang Heyl, Victor Thiel, Erwin Krubke, Rolf Börner: Es gibt keinen dritten Weg
- \*41 Otto Nuschke — Sein Vermächtnis an die christlichen Demokraten
- \*42 Rolf Börner: Der Christ und die sozialistische Moral
- \*43 Prof. Dr. Gerhard Reintanz: Ostsee — Meer des Friedens
- \*44 Prof. Dr. theol. Gerhard Kehnscherper: Max Plancks Forderung an Theologie und Kirche
- 45 Werner Meinecke: Die Verflechtung mit der Macht als aktuelle Bedrohung der Kirche
- \*46 Dr. Heinrich Toeplitz: Recht und Justiz in beiden deutschen Staaten
- \*47 Gerald Götting: Einig im Kampf gegen Kolonialismus und Imperialismus
- 48 Dr. Harald-Dietrich Kühne: Atomare Aufrüstung und Lebenslage
- \*49 Prof. Dr. Jan Milíč Lochmann: Theologie und kalter Krieg
- 50 Carl Ordnung: Die Kirche vor der sozialen Frage
- \*51 Dipl. oec. Erwin Krubke: Soziale Sicherheit ist nur im Sozialismus möglich



- \*52 Aus der Arbeit des Gesamtstaatlichen Friedensausschusses der katholischen Geistlichkeit in der CSSR: Vom Glauben zum Bekenntnis
  - 53 Alwin Schaper: Der Gottesfrieden — Rückblick und Ausschau
  - 54 Prof. Dr. Amedeo Molnár: Johannes Hus, der Wahrheitsverteidiger
  - \*55 Carl Ordnung: Der Atheismus als Frage an die Christenheit
  - 56 Gerald Götting: Afrika den Afrikanern! — Zur Freiheitsbewegung der afrikanischen Völker
  - 57 Die Bewegung nationaler Christen in Indien (The Indian National Hindustani Church)
  - 58 Hermann Kalb, Adolf Niggemeier, Karl-Heinz Puff: Weg und Ziel der Adenauer-CDU — Zu einigen Fragen ihrer antinationalen Politik
  - 59 Siegfried Welz: Der algerische revolutionäre Befreiungskrieg
  - 60 Gertrud Illing: Das Wiedererstehen des deutschen Imperialismus im Bonner Staat und die Rolle der Adenauer-CDU
  - 61 Hans Zillig: Der Christ in der sozialistischen Landwirtschaft
  - 62/63 Alwin Schaper: Der nationale Gedanke und der Kampf für den Frieden
  - 64/65 Rolf Börner: Die verräterische Politik der Führung der Adenauer-CDU im Spiegel ihrer Parteiprogramme (1945 bis 1961)
  - 66 Gertrud Illing: Der deutsche Kolonialismus und der Neokolonialismus des Bonner Staates
  - 67 Christen und Marxisten verbinden gemeinsame Ziele und Ideale — Das Gespräch des Vorsitzenden des Staatesrates, Walter Ulbricht, mit einer Delegation von Theologen, kirchlichen Amtsträgern und christlichen Bürgern am 9. Februar 1961
  - 68 Alwin Schaper: Antikommunismus — Instrument der Kriegsvorbereitung
  - 69 Johannes Zukertort: Das moralische Schuldkonto des deutschen Generalstabes in der Zeit des Faschismus
  - 70 Dr. Helmut Roob: Erbe und Vorbild — Der frühbürgerliche Humanismus in der Sicht unserer Zeit
  - 71 Siegfried Welz: Kubas Weg in die Freiheit
  - 72 Dipl. oec. Erwin Krubke: „Christliche“ Gewerkschaftspolitik im Dienst antinationaler und antisozialer Bestrebungen der deutschen Großbourgeoisie
  - 73 Professor Dr. Josef Hromádka: Friede auf Erden — Hauptreferat auf der I. Allchristlichen Friedensversammlung (13. bis 18. Juni 1961 in Prag)
  - 74 Pfarrer Károly Tóth: Die Bedeutung der Ersten Allchristlichen Friedensversammlung vom Juni 1961 in Prag
- Die mit \* gekennzeichneten Titel sind bei der Parteileitung vergriffen.

Verkaufspreis 0,50 DM

Doppelheft 1,— DM